



## VERANSTALTUNGEN ZUM TAG DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS 2013

Plenarsitzung in der Gedenkstätte KZ Osthofen,  
Ausstellungen und Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz

Heft 58  
der Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz  
ISSN 1610-3432

#### IMPRESSUM

Herausgeber: Der Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz  
Verantwortlich: Hans-Peter Hexemer  
Leiter der Öffentlichkeitsarbeit  
Platz der Mainzer Republik 1, 55116 Mainz  
Redaktion: Hans-Peter Hexemer, Elke Steinwand  
Titelgestaltung: Petra Louis, Mainz  
Fotos: Melanie Bauer, Klaus Benz, Carolin Lubrich  
Copyright: Landtag Rheinland-Pfalz 2014  
Druck: Nikolaus Bastian Druck und Verlag GmbH  
54343 Föhren

Der Landtag im Internet: [www.landtag.rlp.de](http://www.landtag.rlp.de)

## VERANSTALTUNGEN ZUM TAG DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS 2013

Plenarsitzung in der Gedenkstätte KZ Osthofen,  
Ausstellungen und Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz

## INHALTSVERZEICHNIS

PLENARSITZUNG DES LANDTAGS RHEINLAND-PFALZ AUS ANLASS DES GEDENKTAGES FÜR DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS AM 27. JANUAR 2013 IN DER GEDENKSTÄTTE KZ OSTHOFEN	5
BEGRÜSSUNGSANSPRACHE Landtagspräsident Joachim Mertes	7
GEDENKREDE „Wovon das Recht lebt und woran es verdirbt. Die Zerschlagung des Rechts ab 1933“ Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Winfried Hassemer, Vizepräsident des Bundesverfassungsgerichts a. D.	17
ANSPRACHE Ministerpräsidentin Malu Dreyer	35
CHRISTLICH-JÜDISCHES GEBET UND KRANZNIEDERLEGUNG	45
AUSSTELLUNG „... GERADE DICH, ARBEITER, WOLLEN WIR.“ VOM 8. JANUAR BIS 1. FEBRUAR 2013 IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ	47
BEGRÜSSUNG Landtagspräsident Joachim Mertes	49
GRUSSWORT UND EINFÜHRUNG Ernst Scharbach, Landesvorsitzender der Gewerkschaft der Polizei Rheinland-Pfalz	55

AUSSTELLUNG ADOLF BENDER – DER MOORSOLDATENZYKLUS VOM 9. JANUAR BIS 1. FEBRUAR 2013 IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ	63
BEGRÜSSUNG Landtagspräsident Joachim Mertes	65
GRUSSWORT Michael Ebling, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Mainz	71
EINFÜHRUNG Franz Rudolph Kronenberger Stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Stiftung Demokratie Saarland und Kuratoriumsvorsitzender des Adolf-Bender-Zentrums	75
AUSSTELLUNG WER, WENN NICHT WIR? 1993–2013: 20 JAHRE SCHÜLERBILDER GEGEN GEWALT UND RASSISMUS, EIN PROJEKT MIT SCHULEN VOM 15. JANUAR BIS 13. FEBRUAR 2013 IM FOYER DES ABGEORDNETENHAUSES	81
BEGRÜSSUNG Landtagspräsident Jaochim Mertes	83
EINFÜHRUNG Silvia Izi, Initiatorin und Kuratorin der Ausstellung	87
VORTRAG YOU ARE MY GERMAN HALF – JÜDISCHE LEBENSGESCHICHTEN IM BANN HITLERS BIS ZUM HEUTIGEN TAG AM 15. JANUAR 2013 IM LANDTAG Irina Wittmer, Schriftstellerin, Mainz	91



PLENARSITZUNG  
DES LANDTAGS RHEINLAND-PFALZ  
AUS ANLASS  
DES GEDENKTAGES FÜR DIE OPFER  
DES NATIONALSOZIALISMUS  
AM 27. JANUAR 2013  
IN DER GEDENKSTÄTTE KZ OSTHOFEN



## BEGRÜSSUNGSANSPRACHE

### LANDTAGSPRÄSIDENT JOACHIM MERTES

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Gäste,

ich begrüße Sie alle und eröffne unsere Plenarsitzung am 27. Januar aus Anlass des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus am Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich weiß, dass es bei solchen Gedenktagen immer eine schwierige Frage ist, ob man applaudieren soll oder nicht. Ich habe es gerade auch im Mainzer Dom bei einer Ausstellung erlebt. Dann haben sich Herr Giebelmann, der Generalvikar, und ich uns geeinigt: Ja. – Wir applaudieren dann nämlich jemandem, der künstlerisch für uns etwas ganz Besonderes ausgesucht hat und diesem Ziel auch ganz genau entsprochen hat, indem er Herrn Gál gefunden hat,

der vollkommen aus unserer Welt verschwunden ist, obwohl er in den 30er-Jahren in Mainz eine große Rolle gespielt hat. Das Werk, aus dem heute zwei Stücke gespielt werden, ist das zweite Streichquartett von Hans Gál aus seiner Zeit in Mainz. Er hat es 1929 komponiert!

Meine sehr verehrten Damen und Herren, in drei Tagen vor genau 80 Jahren hat Hitler die Macht an sich genommen, bekommen von einem zwar greisen, aber handlungsfähigen Reichspräsidenten.

Meine Damen und Herren, als er sie einmal in der Hand gehabt hat, hat er all das gemacht, was er vorher beschrieben hatte. Es war nichts Überraschendes dabei. Es war genau angekündigt. Inhumanität als Teil der Staatsräson, Völkermord als Staatsziel, die Ausrottung von Menschen, die Entrechtlichung, all das ist vorher gesagt worden.

Wir, das rheinland-pfälzische Parlament, kommen schon lange am 27. Januar – und zwar exakt am 27. Januar – zusammen, um den Beginn der Verfolgung noch einmal ganz deutlich anzusprechen und daran zu erinnern. Wir haben auch in dieser KZ-Gedenkstätte damals zum allerersten Mal begonnen. Ja, es hieß damals schon Konzentrationslager!

Voller Stolz haben es die Nazis noch in der Zeitung veröffentlicht und die wunderbare Anbindung mit der Eisenbahn beschrieben. Man konnte nachlesen, dass Juden, Kommunisten, Sozialdemokraten, Christdemokraten, alle Gegner eben, hier versammelt worden sind.

Um ein anderes Beispiel zu nehmen, 60 Mitarbeiter der Gestapo in Koblenz haben vollkommen gereicht, einen ganzen Regierungsbezirk in Angst und Schrecken zu versetzen, den Widerstand zu lähmen. So war es hier auch.

Meine Damen und Herren, wenn wir uns heute einen Redner eingeladen haben, der eine Verbindung hierher hat, dann ist es diese. Hier war ein gewisser Martin Hassemer. Er stammte aus Gau-Algesheim. Das liegt hier um die Ecke. Sein Sohn heißt Winfried Hassemer, Professor Dr. Winfried Hassemer, ehemaliger Vizepräsident des Bundesverfassungsgerichts. Wir sind froh, dass Sie gekommen sind; denn mit der Entrechtlichung der Menschen begann alles. Sie werden uns darüber einen Vortrag halten. Schön, dass Sie da sind!

Sein Vater war drei Wochen hier. Dies war kein Lager, das mit Auschwitz oder mit anderen vergleichbar war, aber das war der Beginn der Einschüchterung, des Prügelns, des Hungernlassens, des Alleinlassens der Familie, des Nichtwissens, was wirklich geschah. Das war hier.

Meine Damen und Herren, ich freue mich, dass viele Abgeordnete zu dieser besonderen Plenarsitzung gekommen sind. Ich freue mich, dass die Vorsitzenden der Fraktionen da sind, Herr Hering, Frau Klöckner und Herr Köbler. Danke schön auch an alle anderen, die gekommen sind.

Ich freue mich, dass Frau Ministerpräsidentin Malu Dreyer unter uns weilt. Herzlich willkommen! Ich freue mich natürlich auch, dass der ehemalige Ministerpräsident Kurt Beck bei uns ist. Seien Sie ebenso herzlich willkommen!

Ich bitte Sie um Verständnis dafür, dass ich jetzt die Reihe der zu Begrüßenden durchgehe und Sie dann vielleicht erst am Ende mit einem freundlichen Beifall Ausdruck geben, dass Sie froh sind, dass wir zusammen sein können. Das wäre praktisch. Ich habe das auch zuvor bei mehreren Veranstaltungen gelernt. Insofern kann man das auch anwenden.

Zum einen freue ich mich, dass der Vorsitzende des Verbandes der Sinti und Roma, Herr Delfeld, und sein Stellvertreter, Romeo

Franz, bei uns sind. Wir haben nicht nur sehr gute und vernünftige Arbeitsbeziehungen, mehr noch, wir haben Freundschaft miteinander geschlossen. Wir haben begriffen, dass wir in Rheinland-Pfalz zueinander gehören.

Ich freue mich natürlich auch, dass die Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Mainz und Worms, Frau Stella Schindler-Siegreich, und Herr Rabbiner Julien Soussan bei uns sind.

Ich freue mich, dass die dritte Gewalt bei uns ist, Herr Dr. Brocker als Präsident des Verfassungsgerichtshofes. Wir haben internationale Gäste, nämlich Madame Christine, die Botschafterin von Ruanda. Sie hat mit uns einen kleinen Pakt geschlossen, dass wir das Aussprechen ihres Nachnamens gar nicht erst probieren müssen. Sie wissen aber, wie herzlich wir uns freuen, dass Sie da sind. Herr Hassemer, jetzt sehen Sie, wie die Rheinland-Pfälzer mit einem Problem umgehen.

Etwas leichter haben wir es mit dem französischen Vize-Generalkonsul, Herrn Stanislas Mrozek, ebenso mit Herrn Konsul Andrzej Dudzinski aus Polen. Herzlich willkommen! Ich glaube, Sie sind zum ersten Mal bei uns in einer öffentlichen Veranstaltung. Wir freuen uns, dass Sie da sind. Ich freue mich auch, dass die Vertreterin des amerikanischen Generalkonsulats, Frau Barbara Bloeth, bei uns ist.

Natürlich freue ich mich, die Vertreter der Kirchen begrüßen zu können, weil sie nachher durch das christlich-jüdische Gebet diese Veranstaltung ganz besonders bereichern werden. Ich freue mich, dass der Weihbischof von Mainz, Herr Dr. Ulrich Neymeyr, bei uns ist sowie der Beauftragte der Evangelischen Kirchen im Lande Rheinland-Pfalz, Herr Kirchenrat Dr. Posern. Schön, dass Sie da sind. Ich weiß, mit diesem Hiersein verbindet sich auch ein Gruß des Kardinals. Das soll ich extra sagen, weil er ausrichten lässt, er hat keine Gelegenheit zu kommen. Aber er grüßt Sie alle mit.



Bei uns sind auch der Bürgerbeauftragte, Dieter Burgard, und der Beauftragte für den Datenschutz und die Informationsfreiheit, Edgar Wagner. Herzlich willkommen!

Meine Damen und Herren, eben haben Sie eine Musik gehört: Hans Gál. – Aus dessen Streichquartett in a-moll haben wir soeben einen Teil gehört. Er war gefeierter Komponist, und zwar auch in Mainz. 1933 war dann Schluss. Die Entrechtlichung, das Wegschieben von allem, was diese Menschen geleistet haben, das werden wir nachher noch im Einzelnen hören.

Ich freue mich ganz besonders, dass wir heute dieses Streichquartett von unserer Villa Musica hier präsentiert bekommen haben und Herr Professor Alexander Hülshoff die Noten ausgegraben hat. Das ist ein später Dank an den Menschen und Komponisten Hans Gál, der künstlerisch für uns Wertvolles geleistet hat.

Meine Damen und Herren, 1933 begannen hier im Lager Osthofen und überall im Deutschen Reich die Verfolgungen. Man kann es sich gar nicht vorstellen. Eben haben wir darüber geredet, wie

wir uns bei einer solchen Brutalität, die wir gar nicht gewohnt sind, verhalten würden. Was würden wir für Gefühle haben?

Hitler und seine Schergen haben zwölf Jahre gebraucht, Deutschland an allen Ecken in Brand zu stecken, Europa in Brand zu stecken. Wir versuchen jetzt, in Europa einen neuen gemeinsamen Weg mit unseren Nachbarn zu schaffen. Es ist aber schon bemerkenswert, wie schwer wir alle daran zu tragen haben, was in deutschem Namen gemacht worden ist. Es waren zu Viele dafür. Es waren zu Wenige dagegen. Das muss man einfach feststellen. Es hat auch lange gedauert – und Roman Herzog sei ganz besonders gedankt, dass er es gewagt hat. Es war in Deutschland nicht einfach, ein Wort zu sagen „Die Rote Armee hat Auschwitz befreit“. Das war überhaupt nicht einfach. Aber er hat es gemacht. Seitdem ist dies ein Gedenktag bei uns. Am 27. Januar wurde nämlich das KZ Auschwitz – die unglaublichste Form, Menschen zu vernichten – befreit. Danach haben Leute gefragt: Kann man eigentlich nach Auschwitz noch Gedichte schreiben?

Wir sind zu dieser Plenarsitzung zusammengekommen, um die Opfer zu ehren – das findet jetzt im Lande bei vielen Veranstaltungen statt –, die einzige Ehre, die wir all diesen Menschen noch spät geben können. Ich bitte Sie jetzt, sich von den Plätzen zu erheben.

(Die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen)

Meine Damen und Herren, wir denken an Frauen und Männer, an Mädchen und Jungs, an Menschen, die auch sehr oft nur mit Etiketten vorgetragen werden, an Juden, an Sinti und Roma, an slawische Völker, an Minderheiten, an Zwangsarbeiter, an politische Gefangene.

Das waren Menschen. Sie hatten Träume. Sie hatten Familie. Sie hatten kleine Kinder. Man hat sie weggenommen.



Wir denken an Christdemokraten, Sozialdemokraten, Kommunisten, Gewerkschafter, an Zeugen Jehovas, an Behinderte, an geistig Behinderte, an Kranke, an Homosexuelle und alles, was die Nazis sich als „rassisch entartet“ vorgestellt haben.

Wir denken an Kriegsgefangene. An der A 48 wird heute ein Denkmal enthüllt werden, mit dem deutlich wird, dass Kriegsgefangene – darunter auch sehr viele Nachbarn aus Luxemburg – begonnen haben, im Krieg die Autobahn zu bauen, die wir heute A 48 nennen.

Machen wir uns klar: Diese Menschen hatten solche Träume, wie wir sie haben. Sie wollten so leben, wie wir leben, aber sie sind ermordet worden. Es waren eben Frauen und Männer, Mädchen und Jungen.

Danke schön, dass Sie sich erhoben haben.

(Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Meine Damen und Herren, wir wollen mit dem Erheben und dem Respekt klar machen: Nie wieder! – Unser „Nie wieder!“ ist natürlich nicht das „Nie wieder!“ von damals. Es ist das „Nie wieder!“ von heute, wenn wir in einem Bus sind und irgendjemand geschmäht wird, weil er brauner aussieht als wir, weil er dunklere Haare hat als wir, weil er schlichtweg Ausländer ist. Da fängt unser „Nie wieder!“ an. Ich weiß, ich habe gut reden. Wann sitze ich denn einmal in einem Bus? – Ich weiß. Und dennoch, es gibt tausend Gelegenheiten, bei denen wir beweisen können, unser „Nie wieder!“ heißt: Wir lassen nicht mehr zu, dass andere Menschen geschmäht werden wegen Hautfarbe, Form des Redens, Herkunft. – Alles das wollen wir nicht mehr zulassen. Wir wollen nicht mehr zulassen, dass Menschen so wie hier der Willkür von Bewachern vollkommen ausgeliefert sind, dass sie verprügelt werden dürfen, dass sie auf dem blanken Boden schlafen müssen. Wir wollen nicht haben, dass jemand Angst haben muss um seinen Mann, um seine Frau, um seine Kinder. Alles das wollen wir nicht mehr haben, weder hier noch anderswo.

Meine Damen und Herren, wir wissen genau, dass wir das mit dem Anderswo so einfach gar nicht schaffen. Aber wenn wir wegschauen und uns nicht engagieren, dann haben wir das „Nie wieder!“ nicht verstanden.

Ich weiß, dass bei solchen Fragen in uns zwei Seelen toben: Muss sich Deutschland da einmischen? Haben wir nicht genug mit uns selbst zu tun? – Ich will heute diesen Tag nicht dazu nutzen, darüber zu reden, aber den Gedanken muss ich Ihnen schon vorlegen und sagen: Wir müssen darüber nachdenken, wie wir dann intervenieren.

Meine Damen und Herren, ich komme nun auf diese Gedenkstätte zu sprechen. Das hier ist sozusagen noch der „schönste“ Raum. Wenn wir in diese Halle hinübergehen, in der wir schon einmal waren und in der wir auch vor Kälte gezittert haben und in der wir sozusagen auch die Angst gespürt haben, dann wissen wir, warum wir diese Gedenkstätte erhalten müssen.



Ich danke ganz besonders Herrn Dr. Dieter Schiffmann und dem Leiter dieser Gedenkstätte, Herrn Uwe Bader, die uns diese Gedenkstätte über die Jahre nahegebracht haben, damit viele Kinder, Schülerinnen und Schüler hierherkommen. Ich freue mich auch, dass ich den Vorsitzenden des Fördervereins Osthofen, Herrn Volker Gallé, begrüßen darf.

Meine Damen und Herren, das sind die Ehrenamtlichen, die außerhalb der Gedenktage dafür sorgen, dass es hier möglich ist, Dinge zu sehen, zu verstehen und weiterzutragen, die wir vielleicht nicht jeden Tag sehen können. Aktuell wird ein Film – ich bin ganz interessiert, und ich bin sicher, viele von Ihnen auch – über die Philosophin Hannah Arendt gezeigt. Ich habe erste Auszüge gesehen, und da ist mir schon klargeworden: Den musst du sehen, weil diese Frau in der Tat auch in meinem Leben insoweit eine Rolle spielte.

Das war die Zeit, in der ich anfang, politisch zu werden. Da gab es den Eichmann-Prozess. Es war für mich vollkommen unverständlich, wie so ein „kleiner“ Mann – ich will es jetzt nicht übertreiben,

aber nicht so sehr bedeutend, imposant oder charismatisch – in der Lage war, das zu organisieren, was das schrecklichste Verbrechen im 20. Jahrhundert ist. Er war es.

Dieser Satz vom gedankenlosen kleinen Bürokraten ist bei ihr umgeschlagen in „Banalität des Bösen“. Es hat lange gedauert, bis wir das akzeptiert haben, aber mit der „Banalität des Bösen“ ist auch gemeint, das, was wir tun oder was wir nicht tun, kann ganz banal sein. Es muss nicht immer das Heroische sein. Es kann das Wegschauen sein, das Sich-nicht-Interessieren, das Türschließen, wenn etwas auf der Straße geschieht. Und gegen das Böse gibt es eben nur eines, aufzustehen.

Unsere Gedenkstätten sind in diesem Sinne „Denkstätten“. Wenn Sie einmal in Hinzert waren – auch da versammelte sich der Landtag bereits –, stehen da auf dieser windigen Höhe, stellen Sie sich vor, dort standen Menschen, nicht wie wir bekleidet. Stellen Sie sich vor, wie heute Luxemburger und auch die Wallonier, die Franzosen, die Belgier in ihren Uniformen – jetzt alles alte Männer über 80 –, die im Widerstand waren, immer noch Tränen darüber haben, was ihnen hier geschehen ist.

Meine Damen und Herren, ich wollte Sie mit diesen Worten hier begrüßen und die Sitzung hier eröffnen, weil es dem rheinland-pfälzischen Landtag wichtig ist, die Verbrechen der Nazi-Zeit nicht dem Vergessen anheimzugeben. Sie sind gekommen und beweisen uns die Unterstützung dieses Anliegens.



## GEDENKREDE

„WOVON DAS RECHT LEBT UND WORAN ES VERDIRBT.

DIE ZERSCHLAGUNG DES RECHTS AB 1933“

PROF. DR. DR. H.C. MULT. WINFRIED HASSEMER  
VIZEPRÄSIDENT DES BUNDESVERFASSUNGSGERICHTS A. D.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

„Wir, Wilhelm Bischel, Peter Kneib und ich, Mitglieder der Sturm-schar Gau-Algesheim, fuhren mit unseren Rädern sonntags nach Osthofen, um Martin Hassemer zu besuchen. Ein SS-Mann brüllte uns vor dem KZ an, was wir hier suchten. Als wir nach Martin fragten, wurde er wütend und trat Wilhelm Bischel, unserem Bezirksvorsitzenden, in den Hintern. Ich wäre am liebsten abgehauen. Aber wir wurden jetzt in das Lager geführt und Martin wurde geholt. Wir mussten uns an einen langen Tisch setzen,

hinter uns SS-Leute mit geschultertem Gewehr. Wir brachten vor Angst kaum ein Wort heraus. Ich war damals der Jüngste in der Sturmchar des Jungmännerverbands, noch keine 14 Jahre alt.“

Das erzählte im Jahr 1984 Ludwig Faust dem Pfarrer Dr. Ludwig Hellriegel, der es in einer Dokumentation über „Widerstand und Verfolgung in den Pfarreien des Bistums Mainz 1933 bis 1945“ veröffentlicht hat.

Martin Hassemer war mein Vater. Über ihn vermerkt der Chronist: „Martin, geboren 1912, war Vorsitzender des Jungzentrum und Leiter im Katholischen Jungmännerverband Gau-Algesheim. Er hatte sich wochenlang verstecken können und wurde schließlich doch noch im Sommer 1933 verhaftet und drei Wochen im KZ Osthofen festgehalten.“

Mir hat mein Vater über diese drei Wochen fast nichts erzählt. Ich glaube, ich bin keine Ausnahme. Er hat immer abwiegend betont, dass Osthofen zu diesem Zeitpunkt kein Typ von KZ gewesen sei, wie es sich für die Konzentrationslager in unsere Köpfe und unsere Herzen eingebrannt habe, er außer Prügeln körperlich nicht verletzt wurde und richtig schlimm eigentlich nur gewesen sei, dass er nach seiner Freilassung als junger Mann keine Chance auf Arbeit oder Ausbildung gefunden habe und ihn Bewohner aus Gau-Algesheim geschnitten und beleidigt hätten.

Im Rahmen von Überlegungen über Bestand und Zerschlagung des Rechts ab 1933 sind das Quisquilien. Es ist kein Blut geflossen, und die Freiheitsberaubung hielt sich in Grenzen.

Mein Vater durfte tröstlich die Freundschaft erfahren, die ihm auf dem Fahrrad entgegengebracht wurde. Einer dieser drei „Weisen aus dem Morgenlande“, übrigens mein Onkel, Wilhelm Bischel, war nach der Nazi-Zeit für lange Jahre Bürgermeister von Gau-Algesheim, einer – wie Sie alle wissen – kleinen, aber feinen Stadt nicht weit vom Rhein. Sein Sohn, Rupertus Bischel, ist



heute ebenso anwesend wie meine beiden Brüder Volker und Raimund.

Und dennoch lässt die kleine Geschichte aus Osthofen wie unter einem Brennglas die Spur erkennen, die zur späteren Erosion des Rechts führt, zum Verfall der Verbürgungen, Versicherungen und Verheißungen, ohne die man eine funktionierende Ordnung nicht „Recht“ nennen kann.

Die Ordnung der Nationalsozialisten hat über lange Jahre immerhin praktisch funktioniert – viel zu lange und viel effektiver, als das der Politik zu Zeiten von Weimar gelungen war.

Diese Spur, die später zur Zerrüttung des Rechts führen wird, lässt sich benennen. Sie hat ihre Grundlage in der Verwirrung und Verunsicherung derer, die von der braunen Gewalt bedroht waren in ihrer Unfähigkeit, sich verlässlich im Heute und Morgen zu orientieren.

Ohne Recht waren sie schlicht ausgeliefert. Sie wurden, wie mein Vater, in vielerlei Hinsicht verletzt – Herr Mertes hat es vorhin

schon angedeutet –: in ihrem Vertrauen auf morgen, in ihren Lebensperspektiven, in ihrem Gefühl für Gerechtigkeit und am Ende auch in ihrer Würde. Der „aufrechte Gang“, den Biologen und Philosophen für ein Kennzeichen des entwickelten, des freien Menschen halten, dieser „aufrechte Gang“ mag unter der Last solcher Verletzungen nicht mehr allen gelingen.

„Er trat ihm in den Hintern“ und „Wir brachten vor Angst kaum ein Wort heraus“ – diese deftige Beschreibung des 13-jährigen Ludwig Faust beleuchtet nicht nur das natürliche Gewaltverhältnis zwischen Alt und Jung, zwischen Stark und Schwach, sondern auch das Gewaltverhältnis zwischen Bürger und Staat dann, wenn es kein gerechtes oder kein funktionierendes Recht mehr gibt.

Dass der junge Wilhelm Bischel bei seinem Besuch in Osthofen nicht zum ersten mal einen Tritt in den Hintern bekommen hat und vor Angst verstummt ist, wird man getrost annehmen dürfen. Meinen kindlichen Erfahrungen jedenfalls widerspräche das nicht. Allein darin wird das Problem nicht gelegen haben. Dazu musste noch mehr zusammenkommen:

Es war wohl dieser Widerspruch zwischen vertrauensseliger Freundlichkeit der Jungen und der abrupten grotesken Antwort der Gewalt. Sie waren gekommen, um einen Freund zu besuchen, und wurden getreten und eingeschüchtert. Es war in dieser Szene völlig klar, wer Herr im Ring ist. Für die einen gab es keinen Anlass, zu reden oder gar sich zu rechtfertigen, und für die anderen gab es keinen anderen Ausweg, als zu zittern und zu flüchten.

So sieht sie am Ende aus, die Spur einer zerrütteten Rechtsordnung: freche, spontane Gewalt, in der satten Gewissheit der Herrschenden, den anderen überlegen zu sein und das auch zu bleiben; Ratlosigkeit, Sprachlosigkeit, kreatürliche Angst und Resignation der Opfer; Schweigegebote für alle und die Pflicht, sich notfalls zu verstellen; Selbstrechtfertigung und Unterwerfung der Schläger in einer militanten Struktur gegenüber denen, die auch

dazugehörten, nicht aber gegenüber der Allgemeinheit.

Man spürt, zerrüttet war nicht nur die Rechtsordnung, zerrüttet war auch die Gesellschaft, das Zusammenleben der Menschen. Das eine hat mit dem anderen zu tun. Das werde ich noch genauer begründen.

Das ist die breite Spur, die in die Erosion des Rechts führte. Die Einzelheiten, aus denen sich diese Spur, die zur Zerschlagung des Rechts ab 1933 führt, zusammensetzt, sind uns allen bekannt. Dazu gibt es nichts Neues vorzutragen.

Forschung und Medien haben in den letzten Jahrzehnten ihren Teil dazu beigetragen, dass sich hierzulande – ich betone hierzulande – die Kenntnis dessen verbreitet und vertieft hat, was die Nazis angerichtet und die anderen ertragen haben.

Ich rufe diese Erinnerungen, soweit sie das Recht betreffen, deshalb nur kurz und exemplarisch in Erinnerung, damit sich das Bild vor Ihrem geistigen Auge noch einmal ausbreiten kann, das Bild, das doch schon in Ihrem Kopf ist. Dieses Bild rufe ich an den vier klassischen Rechtsgebieten herauf: Verfassungsrecht, Verwaltungsrecht, Straf- und Polizeirecht und am Ende auch Zivilrecht.

Dem Verfassungsrecht, das die rechtliche Ordnung begründen, der politischen Welt ihren Platz zuweisen und den Menschen ihre fundamentalen Rechte verkünden und sichern soll, diesem Verfassungsrecht wurden frühzeitig die Zähne gezogen. Statt eines streitenden und am Ende entscheidenden Gremiums, wie der Landtag von Rheinland-Pfalz, mutierten die Parlamente zu einem Theater, in dem immer wieder das Stück von bedingungsloser Einigkeit, kämpferischer Entschlossenheit und Weihrauch aufgeführt wurde.

Die Institutionen, wie etwa Polizei oder Wirtschaftsaufsicht, die ein moderner Staat braucht, wanderten – soweit sie nicht zer-



schlagen wurden – unter den großen Schirm der Partei und verloren dort ihren Eigensinn, der sich neben anderem eigentlich auch auf die Kontrolle dieser Partei erstreckt hätte.

Das Verwaltungsrecht und die Verwaltungsgerichtsbarkeit fanden alsbald nach der Machtergreifung nicht mehr statt oder bedienten doch jedenfalls nicht mehr die Aufgaben, derentwegen sie eigentlich in der Welt sind, nämlich die Kontrolle der Macht und der Machtausübung im Innern.

Es ist vielleicht überraschend, aber wohl zutreffend, ausgerechnet ein funktionierendes Verwaltungsrecht als Garanten eines Rechtsstaats anzusehen, ich aber sehe das so. Man stelle sich nur diesen gewaltigen Schritt hin zu Gerechtigkeit und Freiheit vor: Mithilfe des Verwaltungsrechts konnten Bürgerinnen und Bürger gegen den Staat, gegen den Leviathan, Recht bekommen!

Darum ging es auch hier: Mit fremder, gar mit gerichtlicher Kontrolle konnte der Nationalsozialismus natürlich überhaupt nichts anfangen. Stattdessen bliesen die Nazis diesen Pfeiler eines jeglichen Rechtsstaats zu einer Sozial- und Politfolklore auf, die ihnen

nicht wehtun konnte: Verwaltungsrecht diene der Neugestaltung des völkischen Gemeinschaftslebens und mache die nationalsozialistische Weltanschauung bei der praktischen Gestaltung des deutschen Lebens wirksam, so tönte es.

Viel schönes deutsches Leben, viel dichter Nebel und was für ein Unsinn. Hinter diesem Schirm konnten Polizei, Geheimdienste und Blockwarte ihre „segensreichen“ Tätigkeiten ungestört entfalten.

Strafrecht und Polizeirecht waren den Nazis ein inniges Anliegen – geht es doch vor allem dort um ihr Mantra: um Gewalt und Ordnung. Auch hier war bei ihnen die „Weltanschauung“ ein Wegweiser. Er zeigte eindeutig auf den Rückbau lästiger Schranken staatlicher Macht, etwa des alten Bestimmtheitsgebots, und setzte stattdessen das „gesunde Volksempfinden“ auf den Thron, also das, was die Herrschenden jeweils als „Volksempfinden“ verkünden mochten.

Sie begannen, sich wissenschaftlich und politisch auf die Personen des Verbrechers und des Störers zu konzentrieren, aber nicht, um denen besser gerecht zu werden, sondern um die Gefahren schneller herauszubekommen, die in ihrer Einschätzung von diesem Menschen ausgehen. Sie brutalisierten Strafen und andere Eingriffe und vor allem: Sie klopften die Beschreibung der Tatbestände weich, um mit ihnen härter und unkontrolliert zuschlagen zu können.

Sie schufen unterschiedliche Rechtsordnungen für Teile der Bevölkerung und damit gleichheitswidrige Sonderrechte, und sie etablierten unterhalb des Strafrechts, da es ihren Bedürfnissen im Einzelfall nicht weit genug entgegenkam, weitere Gewaltregimes für diejenigen, die durch die Reusen von Strafrecht und Polizeirecht hindurch gekommen waren. So wartete auf viele Menschen nach dem Freispruch vor Gericht oder nach der Strafverbüßung das KZ – mit weniger Regeln und mit mehr Gewalttätigkeiten. Eine teuflische Konstruktion.

Selbst im Zivilrecht, dem in seinen Ausprägungen von Familienrecht über das Erbrecht bis zum Handelsrecht weniger Blutgeruch anhaftet als dem Straf- und Polizeirecht, waren die nationalsozialistischen Spuren gut sichtbar. Verachteten Volksgruppen wie etwa den Juden wurde die geschuldete Gleichberechtigung verweigert, und viele Gerichte schurigelten sie nach Belieben.

Auch unterhalb der Schwelle des Rechts, etwa im Bereich der Sozialmoral, zerbrachen die Regeln der Anständigkeit, wenn Opfer sich gezwungen sahen, ihr Eigentum hastig und unter Wert an „Volksgenossen“ zu verschleudern oder diesen auf dem Bürgersteig auszuweichen und ihnen Platz zu machen.

Diese Einzelheiten der Zerschlagung des Rechts zeigen freilich nur die Vorderseite der Entwicklungen und Ergebnisse – und das auch nur beispielhaft. Was sich wirklich getan hat, im Kern des deutschen Rechts, lässt sich besser sehen, wenn man sich die Strukturen anschaut, die zu den Einzelheiten geführt haben. Auch das geht hier natürlich nicht ab ohne Vereinfachung und Typisierung.

Drei Strukturen sind es, auf die ich mich konzentriere. Ich nenne sie „Formalisierung“, „Freiheitlichkeit“ und „Sozialmoral“ und will damit im Ergebnis dreierlei zum Ausdruck bringen:

- „Zerschlagung des Rechts“ meint vor allem Entformalisierung des Rechts, meint das Abwerfen von Fesseln und das Einreißen von Schranken.
- Das Prinzip der Freiheitlichkeit verbietet es dem Gesetzgeber und der Justiz, die scharfen Instrumente des Rechts gegen das legitime Freiheitsinteresse der Bürgerinnen und Bürger einzusetzen, und gebietet ihnen, Freiheit zu gewähren und zu schützen.
- Der Blick auf soziale Normen soll sichtbar machen, dass sich die Erosion des Rechts nicht nur im abgedunkelten Raum der Gesetze und nicht nur in den Gerichtssälen vollzogen hat, sondern auch in den Köpfen und Herzen der Menschen.



Diese drei Strukturen möchte ich Ihnen an drei Beispielen greifbar machen: die Formalisierung an einem der schlimmsten Höhepunkte ihrer Verletzung, nämlich der Einsetzung der Geheimen Staatspolizei; die Freiheitlichkeit an der Religionsfreiheit und die Sozialmoral an den Chancen von Toleranz und Solidarität im modernen Recht.

Den Nationalsozialisten waren Formalisierung des Rechts und Freiheitlichkeit ein Dorn im Auge. Sie haben beides von Anfang bis Ende ihrer Zeit bekämpft und verletzt. Die ideologische Besetzung der Sozialmoral – die Köpfe der Menschen – ist ihnen weitgehend und frühzeitig gelungen. Dies war und ist der Grund dafür, dass das deutsche Volk im Frühjahr 1945 nicht erobert wurde, sondern befreit.

Zuerst komme ich zur Formalisierung. „Das Recht möchte formal sein“ hat der amerikanische Rechtsphilosoph Stanley Fish jüngst getitelt, und wenn man ihn wohlwollend liest, hat er recht. Ich behaupte, dass ein entformalisiertes Recht keines ist und dass die Zerschlagung des Rechts im Wesentlichen in dessen Entformalisierung bestanden hat.

Das Recht möchte formal sein, weil es sich ohne Formalisierung von seiner dunklen Schwester, der Gewalt, nicht abgrenzen kann. Ein jedes Recht ist zur Gewalt fähig und stützt sich am Ende auf Gewalt; selbst das kühle Zivilrecht braucht einen Gerichtsvollzieher. Wenn Bundesverfassungsrichter darauf hinweisen, sie hätten gar keinen Gerichtsvollzieher (und damit leise und stolz zum Ausdruck bringen wollen, sie bräuchten ihn ja auch nicht, weil alle ihren Urteilen sowieso folgen), so ist das nur an der Oberfläche richtig und ansonsten eine fromme Täuschung: In einem Rechtsstaat und in einer Mediengesellschaft wie der unseren gibt es hinreichend viele Regeln und Mechanismen, die zur Durchsetzung des Rechts wenigstens eine stille Gewalt in Aussicht stellen.

Formalisierung des Rechts ist eine notwendige Voraussetzung einer Kontrolle. Sie meint Klarheit des Gesetzes und Offenheit seiner Durchsetzung, sie meint Begründungspflichten, sie meint Einrichtung, Effizienz und Zugänglichkeit von Rechtsbehelfen, kurz: Sie meint die Bindung des Rechts an Regeln und die Chancen der Bürgerinnen und Bürger, diese Regelbindung erfolgreich einzuklagen. – Gewalt lässt sich nur beherrschen, wenn das Recht zugleich mächtig ist und gebunden. Mächtig, um sich gegenüber jeglicher Bedrohung von Wahrheit und Gerechtigkeit zu behaupten; und gebunden, um nicht selbst zur Bedrohung von Wahrheit und Gerechtigkeit zu werden. Man sieht: Ein formalisiertes Recht ist anstrengend, es ist aufmerksam und immer unterwegs.

Eine besonders dreiste Verletzung rechtlicher Formalisierung durch den Nationalsozialismus war die Einsetzung einer Geheimen Staatspolizei, der Gestapo. Schon der Name deckt das Problem auf: Hirn und Faust, geheimes Wissen und das Recht zum Zuschlagen wurden ineinander verschränkt und gewannen damit eine – im Wortsinn – unheimliche Macht über die Bürger und Bürgerinnen. – Nimmt man hinzu, dass es eine wirksame Kontrolle dieser Apparate außerhalb ihrer exekutiven Struktur nicht gegeben hat, dann kann man sich vorstellen, dass, wer in den Fokus der Gestapo geraten war, mit dem Rücken zur Wand gestanden

ist, ohne Orientierung und ohne Chance der Gegenwehr.

Diese Erfahrung liegt bis heute wie ein Schatten über unseren Auseinandersetzungen um den rechten Weg zwischen effektiver Verbrechensbekämpfung und Datenschutz, und sie gibt dem Trennungsgebot für Verfassungsschutz und Polizeibehörden bis heute einen guten Sinn. Wir stellen uns nicht künstlich dumm, wenn wir die beiden Gewalten trennen. Wir lassen uns vielmehr beeindrucken von zu viel Macht in nur einer Hand.

Die Geheime Staatspolizei ist, wie wir alle wissen, nur ein besonders lautes Beispiel des entformalisierten Rechts der Nazizeit. Dieses Recht war für die Bürgerinnen und Bürger durchsetzt mit Stolpersteinen: mit Verheimlichung, Vagheit und Überraschung. Regelbindung und Kontrolle des Rechts waren den Nazis ein Gräuel. Sie waren am genauen Gegenteil interessiert: am Zusammenwirken von weichem Recht und harter Gewalt, an der rechtlichen Absegnung effektiver gewaltförmiger Interventionen. – Dass Hitler die Juristen verachtet hat, nimmt dabei nicht wunder; er hatte am Ende ja recht. Die Justiz dieser Zeit war keine staatliche Gewalt, sondern sie war ein Anhängsel: Sie hat ihren Eigensinn Schritt für Schritt aufgegeben und war dem schlimmsten Schlag einer Politik der Entformalisierung zum Opfer gefallen: der Eingliederung des Rechts und seiner Ordnung in die Interessen einer Partei, der NSDAP. – Das Ergebnis war der freigesetzte, der entfesselte Leviathan, der Gottseibeius.

Ich komme zur Freiheitlichkeit. Formalisierung des Rechts ist ein notwendiges, aber noch nicht auch ein hinreichendes Mittel auf dem Weg einer Rechtsordnung zum Rechtsstaat. Formalisierung ist eben bloß ein formales Konzept. Sie besteht auf Klarheit und Kontrolle, und das hilft schon sehr viel auf dem Weg zur Gerechtigkeit, aber sie ist noch kein Garant für gerechte Inhalte. Formalisierung ließe sich vielleicht sogar mit einem Regime der Unterdrückung vereinbaren, wenn es den Machthabern nur gelingt, ihre repressiven Ziele klar zu formulieren und Kontrol-



linstanzen beizubehalten, aber sie zu Fassaden werden zu lassen. Wie dem auch sei: Diese Art Formalisierung wäre kein Beispiel eines Rechtsstaats, sondern einer besonders gesicherten Gewaltordnung, die auch zur offenen Verhöhnung ihrer Bürger instande ist. Nein: Durchsichtige Formen sind nötig: sie müssen aber durch gerechte Inhalte ergänzt werden.

Gerechte Inhalte in diesem Verständnis werden in einer modernen Rechtsordnung vor allem von Grundrechten transportiert; sie sind von alters her Abwehrrechte gegenüber dem Staat und halten den Bürgern Räume frei, in denen der Staat nichts zu suchen hat; denken Sie nur an Privatheit, an Religion oder Datenschutz. Die Wertschätzung und die Beständigkeit unseres Grundgesetzes verdanken sich nicht zuletzt dem Umstand, dass die Grundrechte dort räumlich und sachlich im Vordergrund stehen und dass es begehbare Wege gibt, sie im Einzelfall auch zu schützen. Leben, Gesundheit oder Eigentum können mit der Verfassungsbeschwerde auch gegen Staat und Justiz durchgesetzt werden.

Dass der Staat der Verfassung ein solch scharfes Schwert in die Hand gibt, ist nicht selbstverständlich. Klagen gegen ihn – näm-

lich den Staat – können ihm peinlich oder gar gefährlich werden, und davon legen die Reaktionen in der Öffentlichkeit auf einschneidende Urteile des Bundesverfassungsgerichts Zeugnis ab – vor allem dann, wenn die Streithähne einander nach dem Spruch auch noch in lobender Zustimmung überbieten. Im internationalen Vergleich der modernen Verfassungsgerichtsbarkeiten darf die freiheitliche Orientierung unseres Grundgesetzes als besonders mutig gelten.

Mit der Idee von Grundrechten und Freiheitlichkeit konnte die Weltanschauung des Nationalsozialismus wenig anfangen. Sie war, im Gegenteil, auf Gleichförmigkeit und Gehorsam fixiert und entschlossen, den effektiven Staat nicht durch Freiheitsrechte der Bürger zu stören, zu belasten oder gar zu schwächen. Personen zogen sich gemäß dieser Weltanschauung nicht in ihre Privatheit zurück, sondern bildeten das Volk.

Religion war bestenfalls – und auch das nur im abwertenden Sinn – „Privatsache“: geduldete Spinnerei von Leuten, die eigentlich nicht dazugehörten. – Was von den christlichen Traditionen öffentlich übrig blieb, waren eine nebulöse „Vorsehung“ und eine historisierende Gefühllichkeit. Zugeständnisse an Religionsgemeinschaften – und es gab ja durchaus Zugeständnisse – waren nicht Gewährleistung von Freiheit, sondern Ergebnis eines innen- oder außenpolitischen Kalküls im Spiel der Kräfte. Und eine „falsche“ Religion konnte die Fahrkarte ins KZ und in die Vernichtung bedeuten.

Das sieht in einem Rechtsstaat ganz anders aus, und deshalb ist sein Beispiel lehrreich. Dieser Staat hat zweierlei verstanden – der Rechtsstaat –: dass Glaube geschützte Räume braucht, weil er ein Grundbedürfnis des Menschen ist, und dass der Staat sich aus allen Formen der Ausübung von Religion heraushalten muss, weil sonst die Staatsgewalt zur Gewalt gegen Religionen werden kann. – Das Erste begründet das Grundrecht der Glaubensfreiheit, das alle privaten Annahmen über eine jenseitige

Welt schützt – auch den „Unglauben“ an eine jenseitige Welt. Das Zweite führt in die Trennung von Kirche und Staat, die einen „Gottesstaat“ verlässlich ausschließt, weil sie dem Staat jegliche Stellungnahme in Glaubensdingen streng verbietet.

Damit sind nicht alle Probleme für alle Zeiten gelöst. So streiten wir heute über die Grenze zwischen dem originären, dem spezifischen Recht einer Religion und den bürgerlichen Rechten für uns alle und stehen ratlos etwa vor einem Recht zur „Beschneidung“ von Jungen oder gar von Mädchen. Kann die religiöse Überlieferung diesen Eingriff in bürgerliche Rechte rechtfertigen? – So sind wir bei der Trennung von Kirche und Staat pragmatisch und vernünftig hier in Deutschland, und wir übertreiben sie nicht, diese Trennung. Der Staat muss den Religionsgemeinschaften nicht kalt den Rücken kehren; er darf vielmehr helfen und fördern – aber nicht, weil er eine bestimmte Religion für überzeugend hält, sondern nur deshalb, weil diese Religion faktisch Bestand hat und sich in den Grenzen unseres freiheitlichen Religionsverfassungsrechts bewegt.

Diese Freiheitlichkeit des Religionsrechts hat bewirkt, was mir wie ein Wunder vorkommt: dass die Menschen, die unter diesem Recht leben, nach Jahrhunderten blutiger Auseinandersetzung um den „wahren Glauben“ gelernt haben, miteinander in Frieden umzugehen, obwohl doch die jeweils einen genau das für falsch halten, was die jeweils anderen glauben, was die also „für wahr halten“ – und umgekehrt. Die Auseinandersetzungen um die „Schmähvideos“ führen uns derzeit den Wert des freiheitlichen Rechts und der Trennung von Staat und Kirche vor Augen und warnen uns davor, diese Freiheit aufs Spiel zu setzen.

Es gibt, so glaube ich, Menschenrechte, die zwar verletzbar, aber nicht hintergebar und nicht relativierbar sind. Die Freiheitlichkeit von Staat und Recht gehört dazu. Sie ist unsere beste Tradition, unser Recht lebt von ihr.

Zum Schluss komme ich zur Sozialmoral. Also: Ohne Formalisierung und ohne Freiheitlichkeit des Rechts kein Rechtsstaat. – Die Nationalsozialisten haben das Volk erleben und konkret erfahren lassen, dass das stimmt. Dennoch ist, wenn es, wie hier, um den Rechtsstaat geht, um seine Möglichkeiten und Voraussetzungen, der Blick nur auf die Rechtsordnung zu eng. Er muss sich auch auf die Menschen richten, die unter dieser Rechtsordnung leben und die sie tragen, auf deren Moral und auf deren Einschätzung von Richtig und Falsch, von Gerech und Ungerech, und auch auf ihre Chancen, ihre Einschätzung auch zu verwirklichen. Ohne eine Sozialmoral, so behaupte ich, wird ein Rechtsstaat nicht lange überleben.

Fragen wir uns doch einmal: Womit haben wir es verdient, dass die Religionen in der Bundesrepublik heute nicht mehr übereinander herfallen, dass der Staat stützt und hilft, statt zu stören und zu drohen? – Man wird nicht im Ernst antworten können, das sei allein der Formalisierung und Freiheitlichkeit unserer Rechtsordnung geschuldet. Das hat doch wohl auch mit den Menschen zu tun, die hier leben, und mit deren Anschauung von Recht, von Ordnung und von Freiheit. Wenn die meisten von uns noch immer glauben würden, es gäbe einen immanenten Gott, der sich in unsere Händel hier unten einmischt und beispielsweise unter einer irdischen Beleidigung leiden kann, dann wäre das vermutlich die Wiederkehr des Gottesstaats und das Ende unserer freiheitlichen Rechtsordnung.

Auf Deutsch: Durchsichtigkeit und Freiheitlichkeit des Rechts werden erst durch die Zustimmung der Leute möglich, und das war unter den Nazis – mit umgekehrten Vorzeichen – nicht anders. – Diese Gesellschaft – die Nazi-Gesellschaft – hat es ertragen und gebilligt, dass Menschen wegen ihrer Rasse verfolgt und öffentlich verhöhnt wurden, dass Eigentum vor aller Augen zerstört wurde und Nachbarn verschwanden. Das war auch ein Teil der herrschenden Sozialmoral, ohne den ein ungleiches und unterdrückendes Recht auf die Dauer keinen Bestand gehabt hätte.



Und diese zerrüttete Sozialmoral war ihrerseits auch das Ergebnis einer tiefen Zukunftsangst der Leute, ihres verletzten Nationalbewusstseins, ihrer verblendeten Gewissheit über die Schuldigen und über den Wert der Gewalt. Ohne diese fundamentalen Erschütterungen hätte unser Land – davon bin ich überzeugt – nicht so viele Mitläufer, Jasager und Unterstützer erlebt.

Kant hat in seiner konzentrierten Schrift „Zum ewigen Frieden“ beiläufig behauptet, eine „Staatseinrichtung“ sei „selbst für ein Volk von Teufeln“ möglich, „wenn sie nur Verstand haben“. Eine „Staatseinrichtung“, das heißt Rechtsordnung, sei „selbst für ein Volk von Teufeln möglich, wenn sie nur Verstand haben.“ Das ist – auch wenn man es nur metaphorisch nimmt – ein überzogener Rationalismus und widerspricht jeglicher Erfahrung. Die Teufel werden sich bedanken und ihren Verstand alsbald zur Herstellung von Teufelswerk einsetzen.

Ich glaube nicht daran, dass ein Verstand – selbst wenn er die Dinge durchschaut und die Folgen wägen kann – am Ende immer nur das Richtige empfehlen wird – jedenfalls dann nicht, wenn es ein menschlicher Verstand ist. Man wird in Zeiten der Moderne

durchsichtiges und richtiges Recht nicht erwarten dürfen, wenn die Sozialmoral der Bevölkerung nicht wenigstens zwei Werte in hinreichender Dichte enthält: Toleranz und Solidarität. – Beides kann der Staat mit seinen Mitteln nicht durchsetzen. Er kann diesen Werten nur günstige Bedingungen für Entstehung und Wachstum schaffen. Beides – Toleranz und Solidarität – fordert, dass wir in unserem Alltag bereit sind, Fremdheit zu ertragen und fremde Armut auszugleichen, auch wenn wir dazu nicht durch rechtliche Befehle angehalten werden.

Also bleibt am Ende die Einsicht, dass eine gute Rechtspolitik ein Gemeinwesen voraussetzt, das eine stabile Meinung vom guten Leben hat und dieser Meinung auch praktisch folgt.

So kann ich die Frage, die sich mir gestellt hat, schlicht beantworten: Das Recht lebt mit den Menschen und ihrer Moral, und es verdirbt mit ihnen. An dieser Moral arbeiten wir alle – von den Eltern über die Schule, von den Medien bis hin zu den Religionsgemeinschaften, zur Wirtschaft und zur Kultur.



## ANSPRACHE

### MINISTERPRÄSIDENTIN MALU DREYER

Sehr verehrter Herr Landtagspräsident Mertes, sehr geehrte Fraktionsvorsitzende, liebe Kollegen und Kolleginnen aus dem Parlament, sehr verehrte Mitglieder des Konsularischen Korps, Herr Präsident Dr. Brocker, liebe Mitglieder der Landesregierung, sehr verehrter Herr Ministerpräsident a. D., lieber Kurt Beck, verehrter Herr Professor Hassemer, liebe Repräsentanten und Repräsentantinnen der in der Nazi-Zeit verfolgten Bevölkerungsgruppen – ich erwähne stellvertretend Herrn Delfeld und Frau Schindler-Siegreich –, meine sehr geehrten Herren und Damen! Herr Professor Hassemer, zunächst ein herzliches Dankeschön auch von mir an Sie für diesen wirklich interessanten und wunderbaren Vortrag. Herzlichen Dank dafür!

Dieser Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus ist für mich ein Tag tiefer Betroffenheit, nicht nur am 27. Januar

jedes Jahres, aber heute doch in ganz besonderer Weise: die furchtbare Diktatur, der millionenfache Mord – all das kann einen nicht unberührt lassen, gerade hier an diesem Ort. An einem Ort des Leids meint man auch 80 Jahre danach noch fast hautnah zu spüren, welche Schicksale sich damals abgespielt haben müssen, wie Menschen gedemütigt und wie sie gequält worden sind, weit ab noch von den Vernichtungslagern.

Ja, es ist richtig, das an sich heranzulassen. So furchtbar diese Ereignisse damals gewesen sind, so richtig war und ist es, Stätten der Erinnerung zu schaffen, Stätten des Gedenkens, die zeigen, was niemals mehr in Deutschland und nirgendwo sonst mehr in der Welt sein darf: Tyrannei als Herrschaftsmethode und Gewalt und Tod als Herrschaftsmittel.

Ich habe vor einem Dreivierteljahr eine Rede an der Universität Trier, an der Juristischen Fakultät zu dem Thema „Gewissen und Recht – Denkanstöße zu Gesetzgebung und Rechtsanwendung“ gehalten. Wohin eine gewissenlose Rechtsanwendung führen kann – so mein Beispiel damals –, hat uns im Extremen der Nationalsozialistische Volksgerichtshof vor Augen geführt. Man kann auch die schrecklichen Standgerichte der Nazi-Zeit nennen.

Ein gewissenhafter Jurist aber handelt nach Recht und strebt nach Gerechtigkeit. Das sind zwei Seiten einer Medaille.

Sehr geehrter Herr Professor Hassemer, Sie haben diesen Gedanken auf das richtige Fundament gestellt, die Sozialmoral der Menschen, die sich auf Toleranz und Solidarität gründen muss. Ohne Sozialmoral jedoch wird es kein Recht geben, und das Streben nach Gerechtigkeit bleibt unerfüllt.

Sehr geehrter Herr Professor Hassemer, Sie haben in eindringlichen Worten beschrieben, wie die drei Freunde ihren inhaftierten Vater besuchten und welche Erniedrigungen diese jungen Menschen dabei haben erfahren müssen.

Noch ist nichts gesagt über das, was die Gefangenen hier erleben und erleiden mussten. Die allermeisten der rund 3.000 Häftlinge waren politische Gefangene, unter ihnen waren aber auch Sinti und zahlreiche Juden. Gerade die Juden wurden hier schon 1933 besonders menschenverachtend behandelt, schikaniert und seelisch gefoltert.

Man kann in der Rückschau darin den Keim sehen, was bis 1939 an Terror und Verbrechen im Inneren folgen sollte und sich im Krieg völlig ungehemmt in Massenverbrechen und Völkermord steigerte.

Sehr geehrter Herr Professor Hassemer, es sind Gefangene wie Ihr Vater, die dem Unrecht und dem Leid ein Gesicht geben. Erst 21 Jahre alt war er damals, als er ins Lager kam.

Es sind Menschen wie der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Carlo Mierendorff, der hier inhaftiert war, wie Karl Schreiber, 1934 Häftling hier im KZ, 1972 Gründungsvorsitzender der Lagergemeinschaft des KZ Osthofen, wie Philipp Wahl, der zu den Begründern der Lagergemeinschaft gehörte und deren Vorsitzender bis zu seinem Tod im Juli 2009 war, und wie Philipp Benz: sein unermüdlicher Einsatz hat mit dazu geführt, dass das ehemalige KZ vor dem Abriss bewahrt wurde. Im November 2011 ist er annähernd 100-jährig gestorben.

Sie stehen alle stellvertretend für all diejenigen, die hier oder anderswo unter der Nazi-Tyrannei zu leiden hatten.

Anna Seghers, die gebürtige Mainzerin, hat diesem Lager in ihrem Roman „Das siebte Kreuz“ ein literarisches Denkmal von Weltgeltung gesetzt. Die Geschichte über die Flucht des Georg Heisler und sechs weiterer Mitgefangener ist erdacht, und Seghers hat das Geschehen zudem in das Jahr 1937 und nach Westhofen verlegt. Nichtsdestoweniger ist ihre Beschreibung des Apparats von Unterdrückung und Tyrannei der Nazis beklemmend und sinnbildlich zugleich.

Es ist wahr, lange, allzu lange hat es gedauert, bis ein Gedenken in würdigem Rahmen an dieser Stätte des Leidens möglich war. Noch 1972 stießen erste Bemühungen der ehemaligen Häftlinge auf große Skepsis, gar Widerstand. Als Nestbeschmutzer seien sie bezeichnet worden, so der bereits erwähnte Philipp Wahl. Erst sechs Jahre später konnte eine kleine Gedenktafel angebracht werden. 1991 schließlich hat das Land Rheinland-Pfalz das Areal mit dem Ziel erworben, hier eine Gedenkstätte einzurichten.

Hier in Osthofen gab es seit 1996 eine erste provisorische Ausstellung. In den 15 Jahren seit der ersten Plenarondersitzung in Osthofen hat sich die Gedenkarbeit dann Schritt für Schritt weiterentwickelt. Die Aufklärungsarbeit über den Nationalsozialismus und seine Folgen ist zwischenzeitlich aus der Erinnerungskultur des Landes nicht mehr wegzudenken. Dass diese Arbeit erfolgreich ist – das hat der Landtagspräsident auch schon gesagt –, dafür sind über 13.000 Besucher in der Gedenkstätte Osthofen und über 11.000 in der Gedenkstätte SS-Sonderlager Hinzert im letzten Jahr eindeutige Belege.

Das gilt auch für die immer weiter steigenden Zahlen der geführten Gruppen und der ganztägigen Seminare. Ein Besuch hier ersetzt zehn Stunden Geschichtsunterricht, so die beeindruckende Bilanz eines Lehrers nach einem Besuch in Osthofen. Jedes Jahr treffen sich Anfang Dezember 200 Jugendliche aus etwa 30 Schulen hier in der Gedenkstätte, um ihre Arbeit „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“ zu koordinieren. Davon gibt es mittlerweile 52 Schulen in unserem Land.

Sie machen aus dem Ort, an dem Gegner der Diktatur so schrecklich leiden mussten, einen Platz, an dem man die Demokratie stärkt, sie verteidigt und Rassismus und Extremismus entgegentritt. Das ist wahrlich ein mutmachendes Zeichen.

Das Land Rheinland-Pfalz hat entschieden, die beiden landeseigenen Gedenkstätten an die Arbeit der Landeszentrale für poli-

tische Bildung anzukoppeln. Politische Bildung, historische Aufklärungs- und Gedenkarbeit arbeiten hier Hand in Hand zwischen Mainz, Osthofen und Hinzert. Das Zusammenwirken ist zugleich eine gute Ausgangslage für die weitere Arbeit. In Zukunft wird es zunehmend um Fragen der Menschenrechtsbildung gehen und auch um das Schicksal behinderter und kranker Menschen in den Sterilisierungs- und Tötungsaktionen der sogenannten Euthanasie und um das Verfolgungs- und KZ-Schicksal der Homosexuellen. Auch sie sind elementarer Teil der Erinnerungskultur.

Meine sehr geehrten Herren, meine sehr geehrten Damen, Aufklärung und Gedenken fordern uns alle. Es ist eine Aufgabe für Politik und Gesellschaft. Deshalb ist die Gedenkarbeit auf das Engagement vieler Bürger und Bürgerinnen angewiesen. Erst die zahlreichen Fördervereine und Initiativen, die sich um Stätten der Erinnerung auf kommunaler und regionaler Ebene kümmern, sorgen dafür, dass das Gedenken auch in der Fläche unseres Landes inzwischen fest verankert ist.

Dafür ist ganz besonders der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen zur NS-Zeit in Rheinland-Pfalz zu danken. Unter der Leitung des langjährigen Vorsitzenden des Fördervereins Gedenkstätte KZ Hinzert und heutigem Bürgerbeauftragten des Landes, Dieter Burgard, leistet die Arbeitsgemeinschaft einen unverzichtbaren Beitrag zur Gedenkarbeit.

Ich verweise auf zahlreiche Tagungen und umfangreiche Aktivitäten zum Thema „NS-Psychiatrie und Zwangssterilisation“, an die virtuelle Ausstellung in Form einer Homepage zum Widerstandskämpfer Hugo Salzmann aus Bad Kreuznach und die Vorbereitungen für die KZ-Gedenkstätte in Neustadt an der Weinstraße. All diese Projekte unterstreichen die inzwischen intensiv gewachsene und vernetzte Erinnerungskultur in unserem Land.

Mein herzlicher Dank gilt an dieser Stelle den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Landeszentrale für politische Bildung unter

Leitung ihres Direktors Dr. Dieter Schiffmann sowie dem Leiter der Gedenkstätte Osthofen, Uwe Bader.

Die Landeszentrale wirkt mit an der Ausbildung eines breiten demokratischen Bewusstseins in unserem Land, und das gelingt ihr durch eine außerordentlich engagierte und vielfältige Arbeit. Gedenkarbeit soll das Andenken an die Opfer wahren und lebendig halten. Gedenkarbeit ist aber auch in die Zukunft gerichtete Arbeit, um die Erkenntnisse daraus für die Gegenwart und Zukunft zu vermitteln.

Gedenkarbeit ist so in besonderer Weise Präventionsarbeit für unsere Demokratie. Sie fördert die Völkerverständigung und das Zusammenwachsen Europas durch Vertrauensbildung. Das ist der Weg, den wir gehen wollen.

Mit großer Sorge hingegen beobachte ich die Aktivitäten rechts-extremer und fremdenfeindlicher Kreise in unserem Land. Zu welchem Fanatismus Neonazis und deren Anhänger fähig sind, haben wir bei den furchtbaren Terroranschlägen und Morden der NSU gesehen. Freiheit und Demokratie gehören zu unseren kostbarsten Errungenschaften – hüten wir sie und gehen sorgsam und wachsam mit ihnen um.

Es sind Werte, für die wir einstehen und die wir verteidigen müssen. Wo immer die Freiheit der Menschen, wo immer die Freiheit des Geistes bedroht ist, muss unsere Demokratie wehrhaft sein.

Die Bekämpfung des Rechtsextremismus ist daher für die Landesregierung und mich persönlich eine herausragend wichtige Aufgabe. Ich sage es auch hier, gerade hier, noch einmal ganz klar: Wir lassen die Freiheit in unserem Land nicht durch Extreme bedrohen. Wer sich gegen unsere demokratische Grundordnung richtet und gegen die Freiheit und die Würde aller hier lebenden Menschen agiert, dem werden wir als Staat und Gesellschaft in aller Entschiedenheit und Konsequenz entgegentreten.



Die NPD stellt eine Gefahr für Gesellschaft und Demokratie dar. Diese Partei bekennt sich weiterhin zu ihrer rassistischen, antisemitischen und demokratiefeindlichen Weltanschauung. Sie weist deutliche Anklänge an den historischen Nationalsozialismus auf. Deshalb sage ich auch hier noch einmal, ja, die Landesregierung steht für ein Verbot der NPD. Es ist gut begründet. Das hat zuletzt der Bundesrat im Dezember 2012 bekräftigt. Wer gegen Menschen hetzt und Hass sät, hat in unserer Gesellschaft keinen Platz.

Meine sehr geehrten Herren, meine sehr geehrten Damen, Rheinland-Pfalz ist ein weltoffenes und tolerantes Land. Die weit aus meisten seiner Bürger und Bürgerinnen sind in dem Bekenntnis zu Freiheit und Demokratie vereint. Zu diesem Bekenntnis gehört, aus der Geschichte Lehren zu ziehen. Was im Namen unseres Volkes an Unrecht geschehen ist, darf sich niemals wiederholen. Dafür tragen wir, die heute Lebenden, die Verantwortung. Wir sind es denen, derer wir heute gedenken, schuldig.

Es geht dabei aber auch um uns selbst; denn nur auf der Grundlage gelebter Verantwortung lässt sich eine Zukunft in Frieden und Freiheit aufbauen. Das ist unsere Aufgabe.

Die Erinnerung darf nicht enden, sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen, sie soll Trauer über Leid und Verlust ausdrücken, dem Gedenken an die Opfer gewidmet sein und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirken.

So lauten zwei der Kernsätze der Proklamation vom 3. Januar 1996, mit der Bundespräsident Roman Herzog den heutigen Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz zum Gedenktag für alle Opfer des Nationalsozialismus erhoben hat. Über das staatliche Gedenken hinaus hat sich in vielen Städten und Gemeinden eine lebendige Erinnerungskultur etabliert. Während wir hier zusammenkommen, finden zahlreiche Veranstaltungen im ganzen Land statt. Kirchen, Parteien, Vereine, Verfolgtenverbände, jüdische Gemeinden, Schulen und viele Bürger und Bürgerinnen beteiligen sich daran. Das ist gelebte Verantwortung.

Ich danke allen, die sich heute und über das Jahr hinaus insgesamt dafür engagieren; stellvertretend nenne ich den ersten Vorsitzenden des Fördervereins Projekt Osthofen, Volker Gallé.

„Das letzte Fünkchen im Ofen verglühte. Wir ahnten, was für Nächte uns jetzt bevorstanden. Die nasse Herbstkälte drang durch die Decken, durch unsere Hemden, durch die Haut. Wir fühlten alle, wie tief und furchtbar die äußeren Mächte in den Menschen hineingreifen können bis in sein Innerstes. Aber wir fühlten auch, dass es im Innersten etwas gab, was unangreifbar war und unverletzbar.“ – Mit diesen Worten endet Anna Seghers Roman „Das siebte Kreuz“.

Die Würde des Menschen, seine innere und äußere Freiheit zu gewährleisten und zu verteidigen, diese Maxime ist uns und allen Bürgern und Bürgerinnen unseres Landes Mahnung und Auftrag zugleich. Für die Landesregierung verneige ich mich vor den Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.



CHRISTLICH-JÜDISCHES GEBET  
AM MAHNMAL MIT DEN NAMEN DER HÄFTLINGE

WEIHBISCHOF DR. ULRICH NEYMEYR

KIRCHENRAT DR. THOMAS POSERN,  
BEAUFTRAGTER DER EVANGELISCHEN KIRCHEN IM LAND  
RHEINLAND-PFALZ

RABBINER JULIEN CHAIM SOUSSAN,  
RABBINER DER JÜDISCHEN GEMEINDE MAINZ/WORMS

KRANZNIEDERLEGUNG



AUSSTELLUNG  
„... GERADE DICH, ARBEITER,  
WOLLEN WIR.“  
VOM 8. JANUAR BIS 1. FEBRUAR 2013  
IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ



## BEGRÜSSUNGSANSPRACHE

### LANDTAGSPRÄSIDENT JOACHIM MERTES

Sehr geehrter Herr Scharbach,  
sehr geehrte Damen und Herren,

ich begrüße Sie im Namen der Abgeordneten des Landtags Rheinland-Pfalz herzlich zur Eröffnung der Ausstellung „... gerade Dich, Arbeiter, wollen wir.“

Am 30 Januar 1933 wurde Adolf Hitler von Reichpräsident Hindenburg zum Reichskanzler ernannt. Am 28. Februar wurden mit der Reichstagsbrandverordnung die Grundrechtsgarantien der Weimarer Verfassung außer Kraft gesetzt und die Eigenständigkeit der Länder des Deutschen Reichs aufgehoben. Als am 5. März 1933 ein neuer Reichstag gewählt wurde, konnte daher von freien Wahlen keine Rede mehr sein. Trotzdem gelang es der NSDAP nicht, eine absolute Mehrheit der Mandate zu erringen.

Daher wurde am 23. März 1933 das sogenannte Ermächtigungsgesetz in den Reichstag eingebracht, das das parlamentarische Gesetzgebungsrecht abschaffte und die Regierung ermächtigte, Gesetze zu erlassen.

Diese Ereignisse der sogenannten „Machtergreifung“ jähren sich damit 2013 zum 80. Male. Der Landtag Rheinland-Pfalz hat sich deshalb entschieden, die Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus in diesem Jahr besonders der Erinnerung an den Terror zu Beginn der nationalsozialistischen Diktatur zu widmen. Die Ausstellung „... gerade Dich, Arbeiter, wollen wir“ erinnert an die Zerschlagung der freien Gewerkschaften und die Verfolgung von Gewerkschafterinnen und Gewerkschaftern, die in Opposition zum Nationalsozialismus standen. Ergänzt wird sie durch die Präsentation der Gemälde des „Moorsoldatenzyklus“, in denen der aus Mainz stammende Künstler Adolf Bender seine Erfahrungen in den Konzentrationslagern Esterwegen und Börgermoor verarbeitet hat. Den unmittelbaren Bezug zur Gegenwart stellt sodann die Ausstellung „Wer, wenn nicht wir?“ her, die im Abgeordnetenhaus des Landtags gezeigt werden wird. In ihr werden „Schülerbilder gegen Gewalt und Rassismus“ zu sehen sein.

Zur zentralen Gedenkveranstaltung des Landes versammeln sich die Abgeordneten bei einer Plenarsitzung des Landtags in der Gedenkstätte KZ Osthofen am 27. Januar 2013. Das KZ Osthofen war das erste im damaligen Volksstaat Hessen. In ihm wurden vom Frühjahr 1933 bis Sommer 1934 Gegner des NS-Regimes, allen voran Mitglieder der KPD, der SPD und Gewerkschafter, aber auch Angehörige des Zentrums, Juden, Zeugen Jehovas, Sinti und andere Menschen, die nicht in das Weltbild der Nationalsozialisten passten, gefangen gehalten. Für die Gedenkrede an diesem Tag konnten wir den ehemaligen Vizepräsidenten des Bundesverfassungsgerichts, Prof. Dr. Winfried Hassemer, gewinnen. Sein Vater war 1933 im KZ Osthofen inhaftiert.

„Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht.“ Dieses mutige Wort sprach der sozialdemokratische Parteivorsitzende Otto Wels in seiner Rede zur Begründung der Ablehnung des Ermächtigungsgesetzes am 23. März 1933. Den Reichstagsabgeordneten der KPD waren zu diesem Zeitpunkt ihre Mandate schon aberkannt worden. Viele von ihnen waren bereits in die Folterkeller der SA verschleppt worden oder mussten aus Deutschland fliehen. Auch die Fraktion der SPD konnte nicht mehr vollständig an der Sitzung teilnehmen. Seit dem 30. Januar fanden willkürliche Verhaftungen, Verschleppungen und Folterungen statt. Gegner der neuen Regierung wurden öffentlich gedemütigt und misshandelt.

Dennoch unterschätzte selbst Otto Wels die Gefährlichkeit des Nationalsozialismus. In der gleichen Rede äußerte er die Überzeugung: „Das Sozialistengesetz hat die Sozialdemokratie nicht vernichtet. Auch aus neuen Verfolgungen kann die deutsche Sozialdemokratie neue Kraft schöpfen.“

Das von 1878 bis 1890 geltende Sozialistengesetz Bismarcks bildete den historischen Hintergrund, vor dem die Arbeiterbewegung die Bedrohung durch den Nationalsozialismus wahrnahm. Trotz staatlicher Organisationsverbote und Verhaftungen konnte die SPD damals an den Reichstagswahlen teilnehmen und die Arbeiterbewegung insgesamt an Stärke gewinnen. Aufgrund dieser Erfahrungen ist es verständlich, dass die Führer der Arbeiterbewegung, Sozialdemokraten wie Gewerkschafter, das Ausmaß der kommenden Verfolgungen nicht wirklich voraussehen konnten. „Hitler bedeutet Krieg!“ – diese Überzeugung plakatierte die SPD zwar schon vor 1933. Die Schrecken der Konzentrationslager und die rassistische Verfolgung von Juden sowie Sinti und Roma waren Anfang 1933 jedoch in ihrem ganzen Schrecken noch nicht zu erahnen.

Dies ist vermutlich auch der Grund dafür, dass die Führung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbunds die Gefahren des

Nationalsozialismus verkannte. Zwar standen viele Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter in scharfem Widerspruch zur neuen Politik und ebenso viele setzten sich massiv mit den Nazis auseinander. Zu den ersten Opfern der Nationalsozialisten gehörten Gewerkschafter. Dennoch versuchten einige Führungspersonen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund die Gewerkschaftsorganisation durch die Anpassung an das neue Regime zu retten. Ein Versuch der Scheitern musste und aus heutiger Sicht beschämend wirkt. So sagte sich z.B. der ADGB-Vorsitzende Theodor Leipart am 29. März in einem Brief an Hitler von der SPD los und bot Regierung und Unternehmern eine loyale Zusammenarbeit „auf dem Boden der neuen Ordnung“ an. Ihren Tiefpunkt erreichten die Anbiederungsversuche der Gewerkschaftsführung vor den staatlichen Feiern zum 1. Mai, den die Nationalsozialisten zum „Tag der nationalen Arbeit“ erklärt hatten. Der ADGB rief seine Mitglieder zur Teilnahme an diesen Jubelfeiern des Regimes auf.

Die Hoffnung, durch Anbiederung die eigene Organisation zu retten, war vergeblich. Am 2. Mai 1933 wurden die Gewerkschaftshäuser von der SA besetzt. Mit der „Deutschen Arbeitsfront“ wurde sodann ein nationalsozialistischer Zwangsverband von Arbeitnehmern und Arbeitgebern geschaffen, der die freien Gewerkschaften ersetzen sollte.

Die Ausstellung, die wir heute eröffnen, liefert einen wichtigen Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus. Sie ehrt diejenigen, die sich ihm widersetzt und unter Verfolgungen gelitten haben. Sie weist aber auch selbstkritisch auf die Versäumnisse der Gewerkschaftsführung in der Zeit vor der Machtübernahme Hitlers und in den ersten Monaten der Herrschaft der Nationalsozialisten hin. Diese selbstkritische Haltung ist vorbildlich in der Auseinandersetzung mit der Geschichte des Nationalsozialismus.

Ich danke dem DGB-Bezirk Hessen-Thüringen, dass er uns die Ausstellung zur Verfügung stellt und dem DGB Rheinland-Pfalz für die Zusammenarbeit bei der Vorbereitung der Ausstellung. Ich darf diese Ausstellung nun gemeinsam mit Ernst Scharbach, dem Vorsitzenden der Gewerkschaft der Polizei Rheinland-Pfalz, eröffnen, der anschließend ein Grußwort sprechen und in die Ausstellung einführen wird.



## GRUSSWORT UND EINFÜHRUNG

ERNST SCHARBACH, LANDESVORSITZENDER DER  
GEWERKSCHAFT DER POLIZEI RHEINLAND-PFALZ

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, lieber Joachim Mertes,  
sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich möchte mich bei Dir, lieber Joachim Mertes, recht herzlich bedanken und freue mich darüber, dass der Landtag in den nächsten Wochen eine der wohl eindrucklichsten Ausstellungen zu den Geschehnissen im Jahr 1933 zeigt. Ich freue mich, heute bei der Eröffnung der von der Hans-Böckler-Stiftung kuratierten Ausstellung mitwirken und einige Worte zur Einführung sagen zu können.

In diesem Jahr erinnern wir an 80 Jahre Zerschlagung der Gewerkschaften. Für den Deutschen Gewerkschaftsbund und seine

Mitgliedsgewerkschaften bildet die Auseinandersetzung mit den Ereignissen rund um den 1. und 2. Mai 1933 immer wieder den erschütternden Anlass für das Gedenken an die Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter, die dem Zivilisationsbruch und damit der Barbarei des Nationalsozialismus zum Opfer fielen. Zu den Konsequenzen dieser schmerzlichen Erfahrung gehört für uns der Auftrag, für Demokratie, individuelle Menschenrechte, Freiheit und freie Gewerkschaften einzutreten und jede Form, jeden Anfang von Rassismus und neonazistischen Bestrebungen in unserer Gesellschaft entschieden zu bekämpfen. Bei uns kann und darf es keinen Platz mehr für Rassismus, Fremdenhass und Intoleranz gegenüber Andersdenkenden geben. Dass wir dabei noch viel zu tun haben, zeigen z.B. aktuell die Erkenntnisse einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung über fremdenfeindliche, rassistische Einstellungen in der Mitte der Gesellschaft.

Sehr geehrte Damen und Herren,  
die Ausstellung erinnert an den Mai 1933. Es gehört zur Tragik unserer Geschichte, dass auch Gewerkschaftsfunktionäre anfangs geglaubt hatten, sie könnten mit den Nazis, die seit dem 30. Januar 1933 an der Macht waren, zum Wohl der Arbeiterschaft zusammenarbeiten. Wie u.a. die Wahlergebnisse im März 1933 für die beiden Parteien aus den Reihen der Arbeiterbewegung SPD und KPD zeigten, war die organisierte Arbeiterschaft zwar im Gegensatz zu bürgerlich-konservativen und deutschnationalen Kräften sowie auch einigen Wirtschaftsführern gewiss kein Steigbügelhalter der Nationalsozialisten gewesen. Schon diese Reichstagswahl hatte unter den Bedingungen des Terrors, von massiven Menschenrechtsverletzungen sowie zahlreicher Verhaftungen politisch Andersdenkender stattgefunden. SPD und KPD erzielten zusammen noch über 30 % der Stimmen.

Andere Organisationen biedernten sich dagegen unverhohlen den neuen Machthabern an, man wolle „nicht abseits stehen“, man sei bereit, „sich in die neuen Zeitverhältnisse einzugliedern“, wie z.B. der Arbeiter-Turn-und-Sportbund schrieb. Obwohl es bereits

im Frühjahr 1933 zu Drohungen, Misshandlungen und Verhaftungswellen gegen Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter und Überfällen auf Gewerkschaftshäuser und -büros kam, glaubte die Führung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes ADGB um Theodor Leipart, wie es in einem Aufruf an die Mitglieder hieß, besser „mit kühlem Blut und Besonnenheit“ auf die Taten der Nazis zu reagieren als offene Gegnerschaft zu demonstrieren.

Die Verbote von Gewerkschaftszeitungen und -versammlungen und der beginnende Terror hatte die Arbeiterparteien und die Gewerkschaften geradezu in einen Schockzustand versetzt. Diesen nutzten die Machthaber aus, um ihrerseits den 1. Mai, den Festtag der internationalen Arbeiterbewegung, zum „Tag der nationalen Arbeit“ auszurufen. Der ADGB hatte seine Mitglieder daraufhin zur Teilnahme an den Mai-Veranstaltungen aufgefordert. Man glaubte dadurch, die eigene Organisation retten zu können, was sich jedoch schon am 2. Mai als großer Irrtum erwies. Im ganzen Reichsgebiet wurden Gewerkschaftshäuser und -büros von Polizei und SA besetzt, auch hier auf dem Gebiet des heutigen Rheinland-Pfalz. Zahlreiche Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter wurden an Ort und Stelle verhaftet, misshandelt, verschleppt und in Konzentrationslager verbracht, vielerorts wurde das Vermögen beschlagnahmt. Die freien Gewerkschaften und ihre Repräsentanten gehörten zu den ersten deutlich sichtbaren Opfern des Naziterrors. Nicht einmal ein halbes Jahr nach der Machtübertragung auf die Nazis war die Organisation der deutschen Gewerkschaftsbewegung aufgelöst. Das zweite wichtige Instrument der Arbeiterinnen und Arbeiter, der Streik, war ebenso entrissen. Es gab zwar kein offizielles Verbot, jedoch wurden bereits Streikversuche massiv eingeschränkt und streng bestraft.

Mit der Deutschen Arbeitsfront DAF, der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation NSBO wie auch scheinbar sozialen Angeboten wie der Organisation „Kraft durch Freude“ versuch-

ten die Nazis fortan die Arbeiterschaft zur durchdringen. Der Satz des bald als „Reichstrunkenbold“ bekannten Führers der Deutschen Arbeitsfront Robert Ley, „... gerade dich, Arbeiter, wollen wir“ am 2. Mai 1933 steht beispielhaft für die Versuche, die deutschen Arbeiterinnen und Arbeiter vollständig in das nationalsozialistische Gewalt- und Terrorregime zu integrieren und gleichzuschalten. Der 2. Mai 1933 war ein Fanal für alles Kommende: Für den nationalsozialistischen Terror, für Verhaftungen und Misshandlungen bis hin zur Ermordung Andersdenkender. Oft blieb führenden Vertretern der freien Gewerkschaften, die nicht sofort verhaftet oder umgebracht worden waren, nur der Weg in die Illegalität oder ins Exil im Ausland. Sofern sie nicht der Anpassung und Gleichschaltung anheim fielen, befanden sich die deutschen Arbeiterinnen und Arbeiter in den kommenden Jahren zwischen „Widerstand und Wartestand“, wie es in der Fachliteratur heißt. Einige setzten sich unter höchster Gefahr für Leib und Leben aktiv im Widerstand gegen das NS-Regime ein. Vielfältige Zeugnisse zeigen eindrucksvolle Lebensgeschichten, auch von Kolleginnen und Kollegen aus dem Rheinland, aus Rheinhessen und der Pfalz.

Meine Damen und Herren,  
ich möchte einige wenige Ausstellungsstücke herausheben. Eines der eindrucklichsten Bilder der Ausstellung, das auch den Titel der Ausstellungsbroschüre ziert, ist wohl die Aufnahme auf der Hamburger Werftarbeiter zu sehen sind, die den Hitlergruß zeigen. Es handelt sich um den Stapellauf des Segelschulschiffes „Horst Wessel“ im Jahr 1936, bei dem auch Adolf Hitler zugegen war. Ein einziger Arbeiter, August Landmesser, verweigert den Gruß. Er wird später wegen der Nürnberger Rassegesetze von den Nazis verfolgt und inhaftiert.

Sehr eindrucksvoll sind ebenso die Fotos und Bilder der besetzten und zerstörten Gewerkschaftshäuser. Bereits 1932 hatte es, z.B. in Eckernförde bei Kiel, Zerstörungen an Häusern des ADGB gegeben. Der Wahlkampf auf der Straße wurde mit äußerster

Brutalität gegen Gegner geführt, was zu Dutzenden Verletzten und Toten führte. Ich finde ein Bild sehr bezeichnend für diese Monate, das in der Ausstellung enthalten ist. Es zeigt, wie sich besorgte Kolleginnen und Kollegen solidarisch zum Schutz vor Übergriffen vor das Haus der ADGB stellen.

Wie konnte es zu dieser Zerschlagung und zur kampflosen Aufgabe der eigenen Gewerkschaftsorganisation kommen? Warum ist die Arbeiterschaft nach 1933 den Nazis nicht entschiedener entgegen getreten? Warum wurde der Durchmarsch der Nazis nicht gebremst oder gestoppt? Dies versuchen verschiedene Ansätze in der Ausstellung zu erklären.

Eine Ursache liegt in dem politischen Gegensatz von SPD und KPD, der nicht vor gegenseitiger Bekämpfung, Beschimpfungen und Hass Halt machte.

Ein zweiter Erklärungsansatz verweist auf den Terror durch die Nationalsozialisten. Hierzu finden Sie in der Ausstellung immer wieder erschreckende Fotos von den Schmierereien und Zerstörungen, wie sie schon 1933 auch an jüdischen Geschäften und Einrichtungen passierten.

Eine durchaus kontroverse, bis heute viel diskutierte Frage ist diejenige nach dem unternehmerischen Einfluss auf den Aufstieg Hitlers. Nachgewiesen ist die große finanzielle Unterstützung durch Industrielle wie Fritz Thyssen, Friedrich Flick oder Paul Reusch. Die Untersuchung dieses Bereiches lohnt weitere Recherchen. In der Ausstellung finden Sie u.a. treffende Karikaturen aus dieser Zeit, die die Verquickungen der NS-Eliten mit der Kapitaleseite illustrieren.

Zur Zermürbung der Arbeiterinnen und Arbeiter und ihrer Organisation in freien Gewerkschaften hat die Massenarbeitslosigkeit Ende der 20er, Anfang der 30er Jahre entscheidend beigetragen. Zu diesem vierten Erklärungsansatz für die Schwäche des

gewerkschaftlichen Widerstands zeigt die Ausstellung Wissenswertes u.a. zur tatsächlichen Rolle des Autobahnbaus, der zwar temporär für einige neu geschaffene Arbeitsplätze sorgte, aber letztlich nur Propagandainstrument war und Vorlage für Hitlers Rüstungs- und Kriegspläne bot.

Hervorzuheben in der Ausstellung sind außerdem die verschiedenen Dokumente, Aufrufe und Bekanntmachungen des ADGB, aus denen die schwierige Lage und die unsichere Vorgehensweise dieser Tage ersichtlich wird.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
diese Ausstellung soll zur Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte und der Geschichte der Gewerkschaften einladen. Zusammen mit dem Präsidenten des Landtages möchte ich Sie einladen, einen Rundgang durch die Ausstellung zu machen. Historisch betrachtet war die Erstürmung der Gewerkschaftshäuser erst der Auftakt für die zwölf schrecklichen Jahre des NS-Regimes. Für uns bleibt wichtig, die Werte der Demokratie und die Mitbestimmung freier, von staatlicher Gewalt unabhängiger Gewerkschaften besonders dann mit aller Kraft zu vertreten, wenn sie in Deutschland, aber auch darüber hinaus angetastet werden oder in Gefahr scheinen.

Zum Gedenken an den Mai 1933 wird es dieses Jahr in Berlin und an vielen anderen Orten bundesweit weitere Veranstaltungen geben. Im Mai erwarten Sie auch bei uns in Rheinland-Pfalz weitere Veranstaltungen, auf die ich Sie, werte Gäste, schon jetzt kurz hinweisen darf: Unter anderem eine historische Fachtagung in Osthofen zusammen mit der Landeszentrale für politische Bildung und ein Abend in Mainz, bei dem Lebensbilder einzelner Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter aus Rheinland-Pfalz, die im Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime standen, gezeigt werden.

In diesem Sinne wünsche ich der Ausstellung viele Besucherinnen und Besucher.



AUSSTELLUNG  
ADOLF BENDER –  
DER MOORSOLDATENZYKLUS  
VOM 9. JANUAR BIS 1. FEBRUAR 2013  
IM LANDTAG RHEINLAND-PFALZ





## BEGRÜSSUNG

### LANDTAGSPRÄSIDENT JOACHIM MERTES

Meine Damen und Herren,

„Moorsoldaten“ – so nannten sich die politischen Gefangenen, die ab Sommer 1933 in den Konzentrationslagern Börgermoor und Esterwegen im Emsland Zwangsarbeit verrichten mussten. Sie wateten im Morast, stachen Torf, schaufelten Dreck und schleppten Grassoden – zerlumpt und durchnässt vom Moorwasser, zehn Stunden am Tag. Börgermoor und Esterwegen waren die ersten beiden Konzentrationslager im Deutschen Reich, die im Frühsommer 1933 vollständig neu als Muster-Barackenlager vom Preußischen Staat geplant und errichtet worden waren. Wegen massiver Schikanen und zahlreicher Mordfälle sprachen die Häftlinge schon bald von der „Hölle am Waldesrand“.

Moorsoldaten – einer von ihnen war der Mainzer Maler Adolf Bender. Er hat den Alltag in diesen beiden Lagern drei Jahre lang überlebt und in Skizzen festgehalten. Zur Eröffnung der Ausstellung „Adolf Bender – Der Moorsoldatenzyklus“ darf ich Sie sehr herzlich begrüßen.

80 Jahre nach der Übertragung der Macht an Adolf Hitler durch Reichspräsident Hindenburg will der Landtag vor allem an die Anfänge der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft im Jahr 1933 erinnern. Neben dieser Ausstellung zeigen wir daher eine weitere im unteren Foyer über das Schicksal der Gewerkschaften. Die zentrale Gedenkveranstaltung am 27. Januar in der Gedenkstätte KZ Osthofen wird sich der Zerschlagung des Rechts ab 1933 widmen.

Denn bereits in den ersten Wochen nach dem 30. Januar 1933 zeichnete sich ab, wie brutal, wie unmenschlich und in jeder Hinsicht skrupellos das NS-Regime künftig vorgehen würde. Besonders deutlich zeigt sich dies darin, wie sie mit den politischen Gegnern umgingen. Sie wurden festgenommen und kamen in so genannte „Schutzhaft“, in Konzentrationslager – selbstverständlich ohne die Möglichkeit, sich rechtlich dagegen zu werden.

Meine Damen und Herren, dies ist nicht nur eine Kunstausstellung. Es ist vielmehr ein historisches Dokument über das Schicksal jener Demokraten im Jahr 1933, die den NS-Unrechtsstaat ablehnten und dafür gequält, zu Tode gepeinigt oder hingerichtet wurden. In seinen Bildern hat Bender auch Mitgefangene portraitiert, wie den späteren Friedensnobelpreisträger Carl von Ossietzky, den jungen Reichstagsabgeordneten Carlo Mierendorff und den Gewerkschafter und hessischen Innenminister Wilhelm Leuschner.

Diese Ausstellung ist aber auch ein Dokument davon, wie aus den Gräueln der Vergangenheit etwas Gutes erwachsen konnte. Zeit seines Lebens, bis zu seinem Tod 1997, hat sich Adolf



Bender als Pazifist und Künstler der antifaschistischen Bildungsarbeit gewidmet, gemäß seinem Lebensmotto: „Damit so etwas nie wieder geschieht!“ Es ist mir daher eine besondere Freude, dass Herr Hans Bender unter uns ist, der das Anliegen seines Vaters im Vorstand des Adolf-Bender-Zentrums weiter fortführt.

**Hans Bender vermittelt persönliche Erinnerungen:**  
„Im Herzen ist mein Vater immer Mainzer geblieben.“

Heute gehören die Gemälde der Stiftung Demokratie Saarland. Diese wiederum stellt sie dem von Adolf Bender gegründetem Zentrum zur Demokratieerziehung in St. Wendel zur Verfügung, das Benders Namen trägt. Die Gemälde sind normalerweise das Herzstück der dortigen Dauerausstellung. Dass dieses Herz nun für dreieinhalb Wochen wieder hier in der Heimat des Malers schlagen kann, dafür danke ich sehr herzlich dem Vorstand der Stiftung Demokratie Saarland, Herrn Franz Rodolph Kronenberger, willkommen im Landtag! Sie werden uns nachher auch in die Ausstellung einführen.

Besonders möchte ich Sie auf das pädagogische Begleitprogramm für Schülerinnen und Schüler aufmerksam machen. Zu

den Führungen für Schulklassen kann man sich bei der Landtagsverwaltung anmelden. Ich würde mich sehr freuen, wenn der Terminkalender für die Führungen voll würde – bitte machen Sie daher zahlreich von diesem Angebot Gebrauch!

Mein Dank gilt aber auch unserem anderen Kooperationspartner, die Landeshauptstadt Mainz. Von ihr stammt die Anregung zu dieser Ausstellung und auch bei der Vorbereitung hat uns die Stadt unterstützt. Herr Oberbürgermeister Michael Ebling, vielen Dank dafür und seien Sie uns herzlich willkommen!

Meine Damen und Herren, Adolf Bender wurde als Sohn einer Mainzer Gastwirtsfamilie in Mainz geboren und wuchs hier auf. Seine Eltern hatten eine Konzession für die Gastronomie in der großen Stadthalle, die Platz für achttausend Besucher bot.

In den drei Jahren als Gefangener hat er zweifellos Schlimmes und Schlimmstes erlebt. Aber er wurde nicht gebrochen. Vielmehr erwuchs ihm daraus eine unbeugsame Kraft und der Antrieb, sich zeitlebens für Demokratie, Freiheit und Solidarität mit den Schwachen einzusetzen. Damit gehört er wie Monsignore Meyer, der für sein Versöhnungswerk der Chagall-Fenster in St. Stephan vor einigen Jahren geehrt wurde und auch schon hier im Landtag zu uns gesprochen hat, zu den großen Söhnen unserer Stadt.

Meine Damen und Herren,  
lange Zeit war Adolf Bender bei uns vergessen – beinahe.

Denn das Schicksal der Moorsoldaten wurde durch ihr Lied weltweit bekannt. Den ganzen Text des Moorsoldatenliedes können Sie auf dieser Ausstellungstafel nachlesen. Und auch an Verbreitung dieses Liedes hat Bender mitgewirkt, wenngleich auch nur indirekt. Bender gestaltete Liedblätter, die im Gepäck entlassener Häftlinge rasch in deren Exilländern Verbreitung fanden. In London bearbeitete Hanns Eisler die Melodie für Ernst Busch.

Mit ihm gelangte es zu den Kämpfern der Internationalen Brigaden in den Spanischen Bürgerkrieg und von dort aus in ihre Heimatländer und wurde so zum Bestandteil der dortigen linken Volks- oder Protestkultur. Auch bei uns. Eine der bekanntesten Fassungen stammt von Hannes Wader vom Festival auf Burg Waldeck im Hunsrück.

Meine Damen und Herren, ich wünsche mir, dass es künftig nicht mehr so vieler Umwege bedarf, um das Wirken des Moorsoldaten Adolf Bender und seinen Auftrag an uns in seiner Heimat bekannt zu machen. Der Ausstellung wünsche ich daher guten Erfolg!



## GRUSSWORT

MICHAEL EBLING, OBERBÜRGERMEISTER  
DER LANDESHAUPTSTADT MAINZ

Sehr geehrter Herr Mertes, sehr geehrter Herr Kronenberger,  
meine sehr verehrten Damen und Herren und vor allem  
sehr geehrter Herr Bender,

„Die Erinnerung darf nicht enden; sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen“: Mit diesen Worten erhob der damalige Bundespräsident Roman Herzog 1996 den 27. Januar zum nationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus.

Seit zwölf Jahren begehen wir auch in Mainz und Rheinland-Pfalz die Tage rund um den 27. Januar mit einer Reihe von Veranstaltungen, die die Erinnerung bewahren, die mahnen, aufklären und informieren sollen.

Diese Form der Gedenkarbeit wird umso wichtiger, je weniger Zeitzeugen heute – 80 Jahre nach der Machtergreifung Adolf Hitlers und 68 Jahre nach der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz – noch unter uns leben.

An die Stelle der Geschichtserfahrung durch den persönlichen Bericht der Zeitgenossen tritt damit mehr und mehr die der Wissensvermittlung zum Beispiel durch Ausstellungen, Filme oder Vorträge. Fast muss man sagen: leider, denn mit dieser Verschiebung geht auch eine Epoche zu Ende.

Die Überlebenden können uns kaum noch erzählen, wie es damals war. Wir sind also gefordert, selbst neue Wege des Erinnerns zu finden.

Einer der Überlebenden, der immer wieder überaus authentisch von seinen furchtbaren Erlebnissen im Dritten Reich erzählte, war der 1903 in Mainz geborene Maler, Sozialdemokrat und Pazifist Adolf Bender, dem diese Ausstellung gewidmet ist.

Die Skizzen zu Adolf Benders Bildern entstanden noch während seiner Inhaftierung in den KZs Börgermoor und Esterwegen. 20 Jahre später schuf er aus ihnen mit dem „Moorsoldaten-Zyklus“ sein Meisterwerk und Vermächtnis.

Bender widmete sein Leben der Kunst, der Demokratie und dem Pazifismus. Und er widmete es der Verpflichtung, die Erinnerung wach zu halten und sie weiterzugeben an kommende Generationen – für ihn eine Lebensaufgabe.

Benders Bilder erzählen in teils düsteren, teils kräftigen Farben von der Schutzlosigkeit und Isoliertheit der KZ-Häftlinge, von ihrem Ausgeliefertsein an eine unentrinnbare Gewalt. Benders Leben aber erzählt zugleich die Geschichte eines Menschen, der Widerstand leistete und diese Haltung fast mit dem Leben bezahlt hätte.

Meine Damen und Herren,  
der 27. Januar mahnt uns, Verantwortung für das Gestern und damit vor allem für das Heute zu übernehmen. Das sind wir den Opfern von damals schuldig.

Das sind wir aber auch den kommenden Generationen schuldig.

Denn nur wenn wir auch weiter Antworten auf die Frage finden „Wie war das damals?“ gestalten wir aktiv die Gesellschaft in der wir heute und morgen leben wollen mit.

Adolf Bender hat durch sein Wirken zu Lebzeiten sowie durch sein bleibendes Werk dazu einen unverzichtbaren Beitrag geleistet.



## EINFÜHRUNG

FRANZ RUDOLPH KRONENBERGER  
STELLVERTRETENDER VORSTANDSVORSITZENDER  
DER STIFTUNG DEMOKRATIE SAARLAND  
UND KURATORIUMSVORSITZENDER  
DES ADOLF-BENDER-ZENTRUMS

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident,  
lieber Herr Ministerpräsident,  
Herr Oberbürgermeister,  
meine Damen und Herren,

am 12. Oktober 1933 wurde Adolf Bender, „freischaffender“ Maler und Grafiker, in Mainz in der elterlichen Wohnung aufgrund des Artikels 114 der Reichsverfassung und des § 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 in polizeiliche Schutzhaft genommen.

Am 9. November 1933 wurde der Häftling Bender in das Konzentrationslager Börgermoor und später in das Lager Esterwegen eingeliefert. Durch die „Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat“ wurden die Freiheitsrechte der Weimarer Verfassung kassiert und die Grundlage für eine längerfristige Inhaftierung politischer Gegner geschaffen, ohne Angaben von Gründen und unter Ausschaltung der Justiz.

Die Emslandlager Börgermoor, Esterwegen und Neustrum waren noch im Aufbau begriffen. Adolf Bender hat in seinen Lebenserinnerungen eine Beschreibung der politischen Gefangenen hinterlassen: „An der Spitze stehen Metallarbeiter aus Solingen und Remscheid, alte Sozialisten, die schon als kleine Buben mit ihren Vätern am 1. Mai mit demonstrierten. Dann kamen die Kumpels aus dem Kohlenpott, von Duisburg, Essen, Bochum usw. Darunter Intellektuelle aus Berlin, Hamburg und Mitteldeutschland. Abgeordnete der Landtage und des Reichstages, Präsidenten, Akademiker mit Titel und Rang, Funktionäre, Zeitungsleute, Artikelschreiber und Feuilletonisten.“

Mit der Ausschaltung ihrer politischen Gegner aus den Zeiten der Weimarer Republik wollten die Nationalsozialisten ihren Glauben an die unbegrenzte Manipulierbarkeit des Menschen unter Beweis stellen. Der Staat wurde ihre Beute. Rasse, Nation und Führer erhoben sie zum Götzen, denen Menschen zum Opfer fielen. Auch heute noch bin ich bestürzt darüber, wie einfach und wie schnell eine demokratische Republik mit einer ansehnlichen Reichsverfassung in einen Unrechtsstaat verwandelt werden konnte.

Der Neuankömmling Adolf Bender war ungeheuer beeindruckt vom Gesang der Moorsoldaten, wie sie sich selbst bezeichneten, der langsam gezogene Marschschritt der Fremdenlegionäre und der chormäßige Gesang des tiefstimmig gesungenen Moorsoldaten-Liedes. Das Moorsoldaten-Lied war vor dem Eintreffen Adolf Benders im Börgermoor am 27. August 1933 von

16 Häftlingen, überwiegend Mitglieder des Solinger Arbeiter Gesangvereins, aufgeführt worden. Für Bender haben seine Mit-häftlinge eine Feierstunde mit dem gemeinsamen Singen des Moorsoldaten-Liedes bei seiner Ankunft im Lager abgehalten. Ihm vermittelte das Lied den Stolz der Selbstbehauptung, die Solidarität und den Zusammenhalt der politischen Gefangenen untereinander.

Um es vorweg zu nehmen: Den Moorsoldaten-Zyklus von Adolf Bender kann man mit guten Gründen als eine ins Bild gesetzte Version des Moorsoldaten-Liedes ansehen, gespeist aus den gleichen Wahrnehmungen der leidvollen Wirklichkeit und der verhaltenen Hoffnung auf Befreiung aus der Haft und auf eine bessere Zukunft.

Wohin auch das Auge blicket,  
Moor und Heide nur ringsum.  
Vogelsang uns nicht erquicket,  
Eichen stehen kahl und krumm.  
*Wir sind die Moorsoldaten  
und ziehen mit dem Spaten  
ins Moor.*

Hier in dieser öden Heide  
ist das Lager aufgebaut,  
wo wir fern von jeder Freude  
hinter Stacheldraht verstaubt.  
*Wir sind die Moorsoldaten  
und ziehen mit dem Spaten  
ins Moor.*

Morgens ziehen die Kolonnen  
in das Moor zur Arbeit hin.  
Graben bei dem Brand der Sonne,  
doch zur Heimat steht der Sinn.  
*Wir sind die Moorsoldaten  
und ziehen mit dem Spaten  
ins Moor.*

Heimwärts, heimwärts jeder sehnet,  
zu den Eltern, Weib und Kind.  
Manche Brust ein Seufzer dehnet,  
weil wir hier gefangen sind.  
*Wir sind die Moorsoldaten  
und ziehen mit dem Spaten  
ins Moor.*

Auf und nieder gehn die Posten,  
keiner, keiner kann hindurch.  
Flucht wird nur das Leben kosten,  
Vierfach ist umzäunt die Burg.  
*Wir sind die Moorsoldaten  
und ziehen mit dem Spaten  
ins Moor.*

Doch für uns gibt es kein Klagen,  
ewig kann's nicht Winter sein.  
Einmal werden froh wir sagen:  
Heimat, du bist wieder mein.  
*Dann ziehn die Moorsoldaten  
nicht mehr mit dem Spaten  
ins Moor!*

Adolf Bender hat nach seiner Ausbildung als Maler und Grafiker in der Kunst- und Gewerbeschule in Mainz und im Städel in Frankfurt quer durch zeitgenössische Stilrichtungen viele Bilder gemalt: Nach impressionistischen Landschaften und Stadtansichten, Bilder mit kräftigen Pinselstrichen, die den Einfluss der „Brücke“ nicht verleugnen, abstrakte Kubismus-Varianten und Bilder mit konstruktivistischen Ansätzen. Er war ein guter Zeichner, der genau hinsah und das Gesehene genau wiedergeben konnte. Ein Künstler, der seine künstlerische Entwicklung selbst nicht für abgeschlossen hielt. Beeinflusst ließ er sich von Käthe Kollwitz, Heinrich Zille, Max Beckmann und Frans Masereel. Beckmann lernte er in seiner Frankfurter Zeit kennen, Masereel nach dem Zweiten Weltkrieg in Saarbrücken.

Seine wichtigsten und bedeutsamsten Bilder sind jedoch die Bilder des Moorsoldaten-Zyklus, die heute hier ausgestellt sind. Sie entstanden als Skizzen während seiner Haftzeit und wurden nach dem Krieg als Ölbilder gestaltet. Unverwechselbar, eigenwillig und zugleich seine persönlichsten Bilder, die nicht nur erlebt und empfunden, sondern erlitten sind. Unverwechselbar sind sie auch deshalb, weil sie mit ihrem eigenen Stil von Zeichnung und Kolorierung so nirgends zu sehen sind. Eigenwillig, weil sie zurückhaltend gemalt sind, selten zugespitzt, so als wollte er die Mahnung seines Mithäftlings Carl von Ossietzky beherzigen, der ihm vor seinem Tod gesagt hatte: „Wenn Du alles so malst wie es wirklich war, dann wirst Du unglaublich klingen und nicht gehört werden. Lass die Hälfte weg.“

In seiner Lebenserinnerung „Ein Malerleben“ merkt er seine Zurückhaltung über seine Haftzeit so an: „Es gäbe noch viele Einzelheiten darüber zu berichten, aber mir fehlt der Bekennermut dazu, dass in Deutschland so ein Zustand möglich war.“ Die Zurückhaltung teilt er mit den Autoren des Moorsoldaten-Liedes.

Der Zyklus der Moorsoldaten hat eine Botschaft. Es sind Bilder, die der Betrachter zu Ende schauen muss, um die Botschaft zu

entziffern. Ihm, dem Betrachter, wird die Mühe nicht erlassen, die Schlussfolgerungen selber zu ziehen. Es sind unauslöschliche Bilder, die in unserer Bilderflut nicht untergehen dürfen. Bilder, die betroffen machen wollen.

Adolf Bender wollte jenseits seiner künstlerischen Ambitionen gehört werden. Mit dem Erlebten und dem bildhaft nachgestalteten wollte er mahnen und zugleich eine demokratische, soziale und gerechte Gesellschaft anmahnen, die sich der Friedensarbeit verpflichtet fühlt. Für diese Botschaft war ihm seine Kunst das geeignete Medium.

Nach Bert Brecht ist Kunst nötig, damit das politisch Richtige zum menschlich Exemplarischen werde. Ich möchte den Satz leicht abwandeln und es so sagen: Es ist viel Kunst nötig, damit das menschlich Exemplarische zum politisch Richtigen wird.

Es ist daher ein unverzichtbares Projekt der Moderne, dass Menschen und Gesellschaften aufgefordert sind, ihre schöpferischen Kräfte stärker zu entwickeln als ihre zerstörerischen Kräfte entwickelt sind. Das Gelingen dieses Projektes entscheidet über unsere Zukunft.

# GESICHT ZEIGEN



# GEGEN GEWALT

Regionale Schule Salmthal



AUSSTELLUNG  
WER, WENN NICHT WIR? 1993–2013:  
20 JAHRE SCHÜLERBILDER GEGEN  
GEWALT UND RASSISMUS,  
EIN PROJEKT MIT SCHULEN  
VOM 15. JANUAR BIS 13. FEBRUAR 2013  
IM FOYER DES ABGEORNETENHAUSES



## BEGRÜSSUNG

### LANDTAGSPRÄSIDENT JOACHIM MERTES

Liebe Schülerinnen und Schüler,  
meine Damen und Herren,

ich darf Sie im Foyer des Abgeordnetenhauses sehr herzlich zur  
Eröffnung der Ausstellung „Wer, wenn nicht wir? 1993–2013,  
20 Jahre Schülerbilder gegen Gewalt und Rassismus begrüßen.

Ausgedacht hat sich das Schülerprojekt „Wer, wenn nicht wir?“  
vor 20 Jahren die Ludwigshafener Künstlerin und Grafikerin Silvia  
Izi, die es seither ehrenamtlich, in ihrer Freizeit, betreut – Frau Izi,  
seien Sie uns herzlich willkommen!

Wer, wenn nicht wir? Davon haben sich auch die jungen Leute,  
die heute hier sind, ansprechen lassen: es sind Schülerinnen und  
Schüler der Friedrich-Ebert-Realschule Plus in Frankenthal mit

ihrer Lehrerin Frau Nowak – willkommen und herzlichen Glückwunsch, denn ein Teil eurer Arbeiten sind jetzt in die Ausstellung aufgenommen worden.

Sehr geehrte Frau Izi – seit 20 Jahren bereisen Sie Schulen in ganz Deutschland. Sie überzeugen Lehrerinnen und Lehrer davon, dass es sich lohnt, sich im Kunstunterricht, aber nicht nur dort, mit Gewalt und Rassismus auseinander zu setzen. Das Ausstellungsprojekt trägt dazu bei, Vorurteile gegenüber Menschen anderer Kulturen und Religionen abzubauen, den Respekt vor Andersdenkenden zu fördern und die gemeinsamen Werte, Toleranz, Menschenrechte und die Freiheit, auf denen unsere Gesellschaft ruht, deutlich zu machen.

Auch der Landtag als demokratisch gewählte Volksvertretung ist diesen Werten selbstverständlich verpflichtet. Für die politische Bildung und für unsere Gedenkstätten in Hinzert und Osthofen stellt er Gelder zur Verfügung, er diskutiert in seinen Plenardebatten öffentlich z. B. über den Verfassungsschutzbericht oder über die Wirksamkeit von Aussteigerprogrammen aus der rechten Szene. Zum andern trägt der Landtag zur Information der Bürgerinnen und Bürger bei, indem er seine Räumlichkeiten für Veranstaltungen wie diese öffnet.

Wer, wenn nicht wir? – Das Projekt hat auch mich überzeugt. Ich habe daher gerne an die rheinland-pfälzischen Projektschulen „Gegen Gewalt und Rassismus“ geschrieben und für diese wie ich finde hervorragende Sache die Werbetrommel gerührt. Es freut mich daher zu hören, dass sich fünf Schulen beteiligt haben, von denen ausgewählte Bilder hier mit zu sehen sind.

Die Ausstellung bildet damit das Gegenstück zu den beiden anderen Ausstellungen, die der Landtag anlässlich des Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus in diesem Monat zeigt. Die Ausstellungen im Deutschhaus beschäftigen sich mit der Zerschlagung der Gewerkschaften und mit den ersten Konzen-

trationslagern, die 1933 Jahren eingerichtet wurden. Die Nationalsozialisten wollten mit der so genannten „Schutzhaft“ ihre politischen Gegner ausschalten und einschüchtern. Die beiden Ausstellungen im Deutschhaus sind also eher historisch ausgerichtet. Diese Ausstellung hier aber öffnet eine Tür in die Gegenwart, ja in die Zukunft.

Denn, sehr geehrte Frau Izi, mit Ihrem Projekt leisten Sie einen bedeutenden Beitrag zur politischen Bildungsarbeit, dort wo unsere Zukunft liegt, bei unseren Kindern. Eine beeindruckende Zahl von 81 Ausstellungsstationen ist in den letzten zwanzig Jahren zusammengekommen, viele davon in Rheinland-Pfalz, aber besonders auch im dem neuen Bundesländern. Zwischen Rostock und Dresden, so scheint es mir, wenn ich die Übersicht über die Ausstellungen betrachte, gibt es kaum eine Schul-Aula, die Sie noch nicht kennen.

Ich freue mich daher sehr, dass das Projekt nun sogar von der UNESCO unterstützt wird, die in diesem Jubiläumsjahr die Schirmherrschaft übernommen hat. Sehr geehrte Frau Izi, vielen Dank für Ihr vorbildliches Engagement. Unser Land braucht Menschen wie Sie!

Meine Damen und Herren, wer soll diese Ausstellung besuchen, wenn nicht wir? In den kommenden drei Wochen werden alle 101 Abgeordneten, viele Besucherinnen und Besucher und auch zahlreiche Journalisten diese Ausstellung sehen. Allein für den morgigen Tag, wenn der Ministerpräsident sein Amt übergibt, haben sich bei uns über 100 Journalisten angemeldet.

Ich wünsche mir, dass diese Ausstellung von den Menschen nicht nur gesehen wird, sondern dass sie sie auch erreicht: Dass die Menschen berührt sind von den kreativen Ideen der Schülerinnen und Schüler gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Gewalt. In diesem Sinne wünsche ich der Ausstellung einen guten Erfolg.



## EINFÜHRUNG

SILVIA IZI,  
INITIATORIN UND KURATORIN DER AUSSTELLUNG

Sehr geehrte Damen und Herren,

Ende 1992 initiierte ich von Ludwigshafen aus das Ausstellungsprojekt: Wer, wenn nicht wir? – Schülerbilder gegen Gewalt und Rassismus. Anlass war die zunehmende Aggression gegen Menschen mit anderer Hautfarbe, Religion oder Kultur. Die Bilder sollten als Solidaritätsaktion in der Öffentlichkeit präsentiert werden.

Ich wandte mich zunächst mit einem Schreiben an Schulleiter aus der Region und bat um Mitarbeit. Im Unterricht sollten Bilder entstehen, in denen Kinder ihre eigenen Erfahrungen mit Gewalt darstellen, aber auch Vorstellungen zu ihrer Verhinderung entwickeln. Der Aufruf fand Anklang. Den Schülerinnen und Schülern wurde die Möglichkeit gegeben, in Fächer verbindenden

Unterrichtsprojekten ihre Gedanken, Gefühle und Visionen in einer künstlerisch universellen Sprache auszudrücken. Die eigenständige künstlerische Gestaltung sei viel wirkungsvoller als jede noch so eindringliche Belehrung von Lehrerseite, da die Kinder und Jugendlichen sich mit dem von ihnen selbst produzierten viel stärker identifizieren, sagen die Pädagogen. Die ausdrucksstarken Ergebnisse bekräftigen die Aussagen der Lehrkräfte.

Bis heute haben sich rund 290 Schulen aller Schulformen und Jahrgänge aus 13 Bundesländern an dem Projekt beteiligt. Über 80 Ausstellungen quer durch Deutschland haben seither stattgefunden. In hunderten von Zeitungsartikeln und in mehreren Fernsehbeiträgen wurde über das Projekt berichtet, Schüler interviewt, Bilder der beteiligten Jugendlichen veröffentlicht. Dadurch erfuhren die Kinder, Jugendlichen und Auszubildenden Anerkennung und Zuspruch.

Die Beteiligung so vieler Kinder und Jugendlicher an der Wanderausstellung zeigt, dass Schülerinnen und Schüler in gesellschaftliche Prozesse eingebunden werden wollen und dass die Erzeugnisse im Kunstunterricht mehr sein wollen als gefällige Dekoration für leere Schulwände. Und wo, wenn nicht in Schulen sollte es möglich sein, eine gemeinsame Kultur zu finden, die alle einbezieht?

Doch wie wird das Thema von den Schülerinnen und Schülern umgesetzt? Oft in Form von kleinen Geschichten. Da sind Geschichten von der Wichtigkeit des Menschen, seinen Sehnsüchten, seinem Verlangen nach Nähe und Geborgenheit, aber auch eigene Gewalterfahrungen werden verarbeitet. Dabei lassen sich altersspezifische Unterschiede erkennen. Für die Jüngsten ist das gemeinsame Spiel besonders wichtig und die vertrauensvolle Nähe, die dabei entsteht. Wir sehen Kinder unterschiedlicher Hautfarbe Spielkreise bilden, sich an den Händen halten, in den Armen liegen. Nähe im Spiel überbrückt Fremdheit. Zeigen die Jüngeren in ihren Bildern überwiegend spielerische Situationen, so bevorzugen ältere Jugendliche Symbolzeichen oder bringen gesellschaftskritische

Elemente auch in ironischer oder provozierender Form ein. Die künstlerische Ausdrucksform ist universell, denn sie transportiert Gefühle. Sie besänftigt, wühlt auf, tröstet, verzaubert, regt an, provoziert, macht Konflikte sichtbar. Künstlerisch arbeiten heißt unterwegs sein, heißt suchen, tasten, experimentieren, neugierig sein.

Spannend dabei ist zu sehen, wie hier Bilder aus ganz unterschiedlichen Orten und Schulen nah beieinander hängen. Wo gibt es denn das in der Realität, dass gemeinsam und solidarisch Bilder aus Sonderschulen neben Bildern aus Gymnasien, Bilder von Grundschulern neben Bildern aus Berufsschulen hängen? Da begegnen sich Bilder aus Dessau, Mainz, Berlin, Frankfurt, Mannheim, Limburg, Erfurt, Koblenz, Dresden, Pirna, Ludwigshafen und noch vielen anderen Gegenden unseres Landes nebeneinander hängend in einem Raum, an einer Wand und aus ihren Bildern spricht die Hoffnung auf eine Welt, in der statt Gewalt und Hass Friede und Empathie das Leben der Menschen prägen. Die Bilder verkünden eindringlich, was mit Worten allein so nicht zu erreichen ist: Das Zusammenleben mit Menschen aus anderen Kulturen wird überwiegend als Bereicherung und nicht als Bedrohung gesehen. So gelingt es der Ausstellung immer wieder den Betrachter emotional zu berühren und ohne moralischen Zeigefinger zu sensibilisieren. Die ständige öffentliche Präsenz der Bilder bewirkt ein Forum politischer Diskussion. Es führt im besten Fall dazu, dass Gewalt und rassistische Ausschreitungen leichter wahrgenommen und durch frühzeitige Intervention eingedämmt werden kann.

Ein wichtiges Prinzip der Ausstellung konnte bis zum heutigen Tag durchgehalten werden. Sie wird nur dann ausgeliehen, wenn sich mindestens eine Schule am Ort der Ausstellung mit neuen Arbeiten beteiligt. Nicht nur bewirkt diese Vorgehensweise eine intensive und langfristige Auseinandersetzung mit der Thematik, sondern auch die ständige Aktualisierung mit neuen Bildern. Die Ausstellung ist daher niemals fertig. Wandernd wächst sie stetig zu einer mobilen Demonstration für ein friedliches Miteinander.

2013 besteht das Projekt 20 Jahre. Es hat sich gezeigt, dass die von Pädagogen, Soziologen und Psychologen im Umgang mit Kindern und Jugendlichen geforderte Einheit von Kognition, Pragmatik und Emotion sich ganz besonders gut bei der Bildherstellung verwirklichen lässt, da ein ganzheitliches Zusammenwirken von Kopf, Hand und Herz Voraussetzung für ein befriedigendes Ergebnis ist. Mit diesem Projekt wirken Schulen solidarisch mit anderen gesellschaftlichen Gruppierungen indem einerseits Arbeiten von Schülerinnen und Schülern in der Schule angefertigt werden, andererseits diese Arbeiten in Form von Ausstellungen an zentralen Plätzen der Gesellschaft, wie z. B. Rathäuser, Landratsämter, Bibliotheken, Kulturzentren etc. präsentiert werden. Die öffentliche Stellungnahme und Berichterstattung durch Print und Fernsehmedien über diese Ausstellung wirkt wiederum in die Schule hinein und kann pädagogisch ausgewertet werden.

So ist die Bildgestaltung eine wirkungsvolle Art, aktiv über das Leben nachzudenken und gesellschaftliche Prozesse anschaulich bewusst zu machen. Wir sehen in dieser Ausstellung wie die jungen Künstlerinnen und Künstler malend, zeichnend, collagierend, druckend, klebend, photographierend und dichtend auf phantasievolle Art ein ebenso interessantes wie eindrucksvolles Bild der deutschen Gegenwart darstellen.

Die umfangreiche Website [www.werwenn.de](http://www.werwenn.de); informiert über die Wanderausstellung, regt zur Teilnahme an, enthält die Namen der beteiligten Schulen, zeigt Schülerbilder, gibt die Möglichkeit zum Feedback, enthält Ausstellungsdaten, verweist auf Links und wird ständig aktualisiert. Außerdem wird an Interessenten auf Wunsch Info-Material verschickt.

Wie sagte ein Schüler der Gesamtschule Geistal aus Bad Hersfeld bei der Präsentation der Schülerbilder: „Fangen wir bei uns an, wenn wir in einer Welt ohne Gewalt leben wollen.“ Ergo: Wer, wenn nicht wir?



## VORTRAG

### YOU ARE MY GERMAN HALF – JÜDISCHE LEBENSGESCHICHTEN IM BANN HITLERS BIS ZUM HEUTIGEN TAG AM 15. JANUAR 2013 IM LANDTAG

IRINA WITTMER, SCHRIFTSTELLERIN, MAINZ

#### 1.

Vor achtzig Jahren war es im Januar derart eisig kalt, dass der Rhein erstarrte und zufror. Die Grippe breitete sich in Mainz aus, viele Menschen waren geschwächt von Hunger und Hoffnungslosigkeit. Kommunisten und Nationalsozialisten marschierten, prügeln sich auf Straßen und in Sälen herum und verbreiteten Angst und Schrecken.

Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt. „Zum Schutz des deutschen Volkes“ löste er den Reichstag

auf, sogenannte Notverordnungen wurden erlassen und ermöglichten massive Eingriffe in die Presse- und Versammlungsfreiheit. Mit diesen Notverordnungen konnte die NSDAP bequem den bevorstehenden Wahlkampf beeinflussen. Aber trotz ihrer hinterhältigen Anstrengungen gelang es den Nationalsozialisten im März nicht, die angestrebte Mehrheit der Wähler für sich zu gewinnen. Sie mussten mit der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) koalieren. Hasserfüllt gingen sie gegen alle noch bestehenden linken Organisationen vor. Im ganzen Reich entstanden sogenannte „Schutzhaftlager“, auch „wilde Konzentrationslager“ genannt, die vorwiegend der SA unterstanden. Bereits in den ersten sechs Monaten nach Beginn der nationalsozialistisch-konservativen Koalitionsregierung wurden Tausende Menschen verhaftet, in KZs, Polizeigefängnisse und Justizanstalten eingeliefert und misshandelt.

1933 soll es bereits 156 solcher Folterstätten im Deutschen Reich gegeben haben. Polizeibeamte, Landräte, Bürgermeister wurden aus ihren Ämtern gejagt und durch Männer aus den Kreisen der NSDAP ersetzt. Menschen wurden ausgetauscht, genauso die Straßenschilder. In vielen Orten gab es jetzt Hitler-Straßen, Horst-Wessel-Plätze und so weiter. Hitler-Eichen wurden gepflanzt, in den Schulen wurden Ehrenhallen zwecks vaterländischer Erhebung eingeweiht. Auf den Gebäuden wehte drohend die Hakenkreuzfahne. Auch den Leuten, die noch nicht ganz überzeugt waren, wurde so deutlich gemacht, wer von nun an das Sagen hatte.

Von 538 Abgeordneten stimmten 444 dann kurz nach der Wahl dem „Ermächtigungsgesetz“ zu, das so formuliert war, dass praktisch von jeder Bestimmung der Reichsverfassung abgewichen werden konnte. Zu diesen Zahlen ist zu bemerken, dass sich die 81 kommunistischen Reichstagsabgeordneten zur Zeit der Abstimmung entweder bereits in sogenannter „Schutzhaft“ oder im Exil befanden. Auch zehn sozialdemokratische Abgeordnete waren verhaftet. Die 94 SPD- Abgeordneten, die noch frei waren,

stimmten jedoch in namentlicher Abstimmung mutig und entschlossen gegen das Ermächtigungsgesetz. Natürlich konnten sie angesichts der Mehrheit nichts ausrichten.

Im ganzen Land wurde zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen. Juden wurden aus dem öffentlichen Dienst entfernt. Innerhalb von nur wenigen Wochen nach Übernahme der Regierungsvollmachten hatten Hitler und seine Kettenhunde die gesamte Verwaltung in ihrem Sinne gleichgeschaltet. Gauleiter räumten in den Gewerkschaften auf, die SPD wurde verboten.

Das reiche Kulturleben der Weimarer Republik entwickelte sich zu einer nationalsozialistischen Angelegenheit. Was fortan als Kunst und Kultur zu gelten hatte, bestimmte und steuerte das „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda“. Die Presse wurde zensiert, Bücher verbrannt. Hervorzuheben ist die Rolle des Rundfunks, der mittels Volksempfänger bei der Verbreitung der Hitlerpropaganda eine große Rolle spielte. Am 6. Juli 1933 konstatierte Hitler: „Wir stehen in der langsamen Vollendung des totalen Staates.“ (1)

Der nationalsozialistische Terror wirkte also ab dem Jahr 1933 allgegenwärtig. Der Weg des totalen Führerstaates zum totalen Krieg war bereits vorgezeichnet. Wie kam es dazu, dass alle demokratischen Bestrebungen in so kurzer Zeit und derart radikal weggewischt wurden? Wie konnte eine komplette funktions-tüchtige Diktatur derart schnell installiert werden? Dabei bewegt natürlich die bange Frage: Würde unsere Demokratie, in der wir jetzt leben dürfen, damaligen Bedingungen wie Massenarbeitslosigkeit, Armut und Verzweiflung standhalten? Ließen wir, die wir heute Abend freundschaftlich hier im Wappensaal des Landtags versammelt sind, uns von einem geifernden Führer aufhetzen? Wie verwandeln sich Menschen in Bestien? Wie denken Sie? Sehnt sich jetzt in diesem Moment irgendwo in Deutschland jemand nach einem totalen Staat?

Der Rückblick zeigt: Hitler allein hätte gar nichts angerichtet. Erst durch die innere und äußere Zustimmung der „breiten Massen“, wie wir sie von den Fotos und Dokumentarfilmen her kennen, konnte er sich zu dem Monster entwickeln, das in Hass und Tod seine Befriedigung nicht nur sucht, sondern auch findet.

## 2.

In meinem Vortrag wird es darum gehen, wie die Folgen von 1933 noch achtzig Jahre später, bis zum heutigen Tag, ihre Wirkung tun. Dabei habe ich nicht die große, von der Wissenschaft erforschte Historie im Sinn. Ich beschreibe aus persönlicher Sicht einen kleinen Ausschnitt aus dem gigantischen Schlachtengemälde, das herumzuschleppen die Geschichte uns allen aufgegeben hat.

Wie manche von Ihnen wissen, war ich Vorsitzende des Vereins, der sich mit seinen Mitgliedern für den Neubau einer Synagoge in Mainz eingesetzt hat, und ich habe mich in meiner schriftstellerischen Arbeit von Anfang an mit jüdischer Geschichte und Kultur beschäftigt. Dadurch bin ich jüdischen Familien begegnet, die aus Deutschland, insbesondere aus Mainz, vertrieben wurden, und mir steht Israel nah wie ein zweites Zuhause.

Vor dem Hintergrund historischer Fakten erwartet Sie also ein Vortrag, der von meinen Freundschaften handelt und meinem Traum, einen kleinen Beitrag leisten zu dürfen zu dem, was im jüdischen Zusammenhang *Tikkun Olam* genannt wird und etwa heißt: Jeder Mensch sollte im Laufe seines Lebens versuchen, ein paar Splitterchen zu sammeln, damit das zerborstene Gefäß Welt wieder zusammengesetzt werden kann.

Ich werde von dem Mainzer Hanns Neumann sprechen, von Ewa Wiesel in Haifa, von Otto Deutsch und der Familie Lazarus mit ihrem außergewöhnlichen Enkel, der sich an einem Ort des Todes entschloss, Rabbiner zu werden. Ich erzähle Ihnen, wie es dazu kam, dass der dreizehnjährige Brent den weiten Weg aus Australien auf sich nahm, um 2012 in der neuen Mainzer Synago-



ge ein Fest zu feiern, und ich lasse die wunderbare Frau zu Wort kommen, die am Strand von Los Angeles zu mir sagte: „You are my German half“.

Bevor ich mit Ihnen jedoch in die Ferne fliege, möchte ich für einen Augenblick zurück in das nordbadische Dorf, wo ich, wie es dort heißt, „aufgezogen“ wurde.

Was 1933 zur prallen Macht gebündelt, seinen Anfang nahm, hat 1945 nicht geendet. Mich beschäftigt manchmal noch die Erinnerung an meine Kindheit etwa zehn Jahre nach dem Krieg. Es herrschte ein brutaler Geist. Immer hatten wir Angst. Ausgewählte Kinder wurden von den Diakonissen in der Kinderschule beschämt und traktiert, der Volksschullehrer, der mit seinen vom Krieg verkrüppelten Händen den Prügel kaum halten konnte, schlug die Buben zusammen. Zu unserem Glück bekamen wir Mädchen nur Taten. Auch mein Vater, der aus ärmlichen, dörflichen Verhältnissen als zwölfjähriger Junge fortgeschickt und bis zum Fronteinsatz auf einem der „Elite-Hitlerinternate“ erzogen worden war, ließ der Tochter gegenüber Milde walten. Aber sei-

nem „Gelobt sei, was hart macht!“ und den Sprüchen über die „flinken Windhunde und dem Kruppstahl“ entging ich nicht. Zäh wie Leder! Seine gesamte Existenz stand unter dem ständigen Druck des Nachweises von Leistungsfähigkeit. Zwar verabscheute er die Nazis, besorgt suchte er die Parteienlandschaft nach „solchen Verbrechern“ durch, aber was sie in ihn hineingebrannt hatten, konnte er nicht tilgen. So war die Gefahr von „Verweichlichen“ sein ständiger Horror: keinesfalls durfte sein Kind verweichlicht werden. Natürlich sind das „Peanuts“ verglichen mit dem, was Millionen Menschen gelitten haben, aber ein kleines Mädchen kennt ja noch nicht die gesamte Skala der Grausamkeiten, die ein Mensch für den anderen Menschen in Vorrat hält. Viele meiner Generation werden in einem solch engen, immer irgendwie bedrohlich aufgerichteten Nachkriegsmilieu aufgewachsen sein.

### 3.

Doch nun noch einmal zurück zu 1933. Die Mainzer Tageszeitung meldete am 5. Juli: *„Bekanntlich wurde der jüdische Rechtsanwalt Tschornicki in Schutzhaft genommen und nach Osthofen in das Konzentrationslager gebracht. Tschornicki ging gestern flüchtig. Daraufhin wurden seine Eltern und seine Braut im Laufe des gestrigen Tages in Schutzhaft genommen.“*

Rechtsanwalt Max Tschornicki hatte im Mai 1933 Sozialdemokraten und Kommunisten verteidigt, die wegen Landfriedensbruch angeklagt waren. Auch deshalb, nicht nur weil er Jude war, hassten und verfolgten ihn die Nationalsozialisten gründlich. Anna Seghers hat in ihrem berühmten, von Hollywood verfilmten Roman „Das siebte Kreuz“ auf die Flucht Max Tschornickis aus Osthofen angespielt. Doch im Gegensatz zu der Romanfigur gelang Max Tschornicki die Flucht nicht, er wurde (1942) in Marseille von der Gestapo gefasst und (zwei Wochen vor Kriegsende) in Dachau ermordet.

2011 besuchte ich Hanns Neumann in den USA. Er hat noch persönliche Erinnerungen an Max Tschornicki. Hanns, der sich seit

seiner Vertreibung aus Mainz nicht mehr Hanns, sondern Harold Neumann nennt, erzählte mir, dass Max Tschornicki, er nennt ihn einen „forschen Menschen“, als junger Rechtsanwalt mit der Mainzer Kanzlei seines Vaters zusammengearbeitet hat. Als ehemaliger Frontkämpfer im 1. Weltkrieg durfte Otto Neumann seine Kanzlei nämlich noch nach 1933 (bis 1938) ausnahmsweise behalten.

Der bedeutendste Fall von Otto Neumann war in den zwanziger Jahren die Verteidigung von Fritz Thyssen gewesen, dem Großindustriellen, der aus Protest gegen die Ruhrbesetzung alle Reparationslieferungen von Kohlen an Frankreich eingestellt hatte. Das erwünschte Ergebnis, nämlich das Erlassen einer weiteren Gefängnisstrafe für Thyssen und die anderen Angeklagten wurde von der Mainzer Bevölkerung als Triumph gefeiert.

Damals hätte sich der erfolgreiche Rechtsanwalt Otto Neumann nicht vorstellen können, dass er einmal an einem ganz anderen Ort, nämlich in New Jersey, und dort in einem ganz anderen Beruf Karriere machen würde. Der Mainzer Rechtsanwalt wurde amerikanischer Hühnerzüchter. Also nichts mehr mit Gerichtsakten studieren und Plädoyers halten. In New Jersey hieß es: Das Federvieh füttern und impfen, Eier reinigen, Eier wiegen, Eier verpacken, Zäune setzen, Ställe reinigen, eine Wasserleitung auf die Weide legen, Küken verkaufen. Der Rechtsanwalt aus Mainz verrichtete diese Arbeiten zufrieden und mit glücklicher Hand. Auch sein Sohn Hanns, der sich dann Harold nannte, wurde Hühnerfarmer. Erst als Vierzigjähriger meldete er sich auf einem College an und arbeitete später als Lehrer.

Bis heute bin ich in Verbindung mit Harold Neumann und seiner Frau Ruth. Beide leben jetzt in einem Seniorenheim in der Nähe ihrer Tochter. Ich kenne auch ihren Sohn, er hat den ursprünglichen Beruf seines Mainzer Großvaters ergriffen und arbeitet in New York als Rechtsanwalt. In dem Altenheim gibt es außer Harold und Ruth nur noch zwei, drei andere jüdische Bewohner. Aber am Vorabend von Schabbat stellt ihnen die Heimleitung

zum Dinner eine Flasche koscheren Rotwein dazu, Harold trägt dann eine Kippa und spricht leise den Segen.

Einmal verbrachte ich ein paar Tage über das jüdische Neujahrsfest bei den Neumanns. Das erste, worauf mein Blick fiel, als ich das Wohnzimmer betrat, war eine großeingerahmte, kolorierte Photographie der 1912 eingeweihten Mainzer Synagoge mit dem von einem Davidstern gekrönten Kuppeldach, wo Harold nach der Anleitung seines verehrten Rabbiners, Dr. Sali Levi, Bar Mizwa geworden war.

(Der Begriff Bar Mizwa wird im Laufe des Vortrags noch mehrmals eine wichtige Rolle spielen. Er bezeichnet das Fest eines jüdischen Jungen, der nach seinem dreizehnten Geburtstag gut vorbereitet als vollwertiges Mitglied in die Synagogengemeinschaft aufgenommen wird. Mit diesem Fest wird der Sohn ein Sohn der Gebote – ein Bar Mizwa.)

Auf langen Spaziergängen mit mir träumte sich Harold zurück in seine Jugend nach Mainz. Er wurde 1921 geboren und wohnte mit seinen Eltern in der Kaiserstraße. Erstaunlicherweise spricht er Deutsch, als hätte er Mainz nie verlassen. Er sagte:

*„Wenn wir auf dem Balkon saßen, hatten wir einen wunderbaren Blick auf die Christuskirche.“ Wehmütig erinnerte er sich an seine wunderbare Synagoge mit der Kuppel: „Zum Orgelspiel sang ein Chor von Frauen und Männern, und kannst du dir das vorstellen, dass während dem Gesang der Toraschrein auf Knopfdruck, es waren zwei Knöpfe, elektrisch aufgegangen ist?“*

Harold Neumann ist ein zierlicher, beweglicher Neunzigjähriger. Jeden Morgen ist er im Schwimmbad des Heims der erste Sportler, der seine Bahnen zieht. *„Ich bin schon immer gern geschwommen. Früher in Mainz beim Watrin bis sie das Schild aufgestellt haben, dass Juden nicht mehr in das Rheinbad durften. Ich bin dann mit meiner Freundin auf die Ingelheimer Aue zum Schwimmen geradelt. Da haben mich mal zwei Gestapo-Polizisten verhaftet. Erst als ich auf der Polizeiwache beim Kreuzverhör*

*die Beamten überzeugte, daß meine ‚arisch‘ aussehende Freundin Jüdin war, ließ man mich gehen.“*

Schikaniert, ausgegrenzt, vertrieben – vielleicht lässt sich mit solchen Erinnerungen noch am ehesten auskommen?

#### 4.

Es gilt aber auch, Menschen in die Augen zu sehen, die die Torturen in Auschwitz überlebt haben. Menschen wie Adam Weizmann, der als Zwölfjähriger jeden Morgen auf dem Appellplatz erleben musste, *„daß der Kommandant erst frühstücken konnte, nachdem er ein paar von uns erschossen hatte“*. Adam Weizmann ist Mitglied der Mainzer jüdischen Gemeinde. Er sagt: *„Das Grauen kommt mir noch jede Nacht. Immer nachts. Da sehe ich alles wieder, und am Morgen kann ich nicht glauben, dass ich es war, der das alles erlebt hat.“* Töchter und Söhne sprechen davon, dass ihre Mütter, Väter, Tanten und Onkel *„ins Gas gegangen sind“*, wie es manchmal heißt.

Rabbiner Professor Leo Trepp sel.A. fällt mir dazu ein, der mir an einem Frühlingstag 2003 in seinem Zimmer im Gastdozentenhaus der Gutenberg Universität einen herzhaften Schiur gehalten hat, als ich ihn für eine Radiosendung des SWR interviewte. Ja, der 1913 in Mainz geborene, hochgelehrte Mann hat mir eine Lektion erteilt. Vielen Menschen wird seine sonore Stimme, die noch im höchsten Alter ohne Mikrofon die Weisenauer Synagoge erfüllte, unvergesslich bleiben. Als Widmung schrieb er mir in eines seiner Bücher: *„Für Frau Irina Wittmer in Anerkennung ihres Strebens mit den besten Wünschen“*. Bis heute empfinde ich den Satz als einen gutgemeinten Schlag auf meinen Hinterkopf, der seine Wirkung nicht verfehlte. Ich trage die Delle mit Würde. Während ich ihm nämlich auf seine Bitte hin dicke Zigarren aus dem Schrank beiholte, die er nacheinander wie mit einem Flammenwerfer entzündete und paffte und dampfte, legte er mir präzise und erhellend seine Sicht auf das Projekt des Synagogenneubaus dar, für das ich so glühend warb. Sein Herz hing noch immer (oder trotz allem?) an der orthodoxen Synagoge seiner

Kindheit und Jugend. Dort wurde nach altem Ritus gebetet und gesungen, ohne Orgel und ohne Frauenchor, ohne „elektrische Knöpfe“. Sie war im maurischen Stil errichtet. Leo Trepp sprach mit Liebe von einem einzigartigen, spirituellen Ort, der ihn tief geprägt habe. Vielleicht kennen Sie die kleine Schwester seiner Synagoge, von der er nicht müde wurde, mir zu erzählen? Ihre kleine Schwester, wie ich sie nenne, das ist die inzwischen renovierte, maurisch gestylte Trauerhalle mit den silbernen Zwiebeltürmchen. Sie steht als einzige Zeugin der ausgelöschten Welt auf dem jüdischen Friedhof und ist von der Zahlbacher Straße aus zu bewundern.

Es fing bei mir nicht erst an jenem Frühlingstag mit Rabbiner Leo Trepp an, dieses drängende Bedürfnis, Fetzen zu Bildern zusammenzusetzen, den betagten in alle Welt verstreuten Menschen zuzuhören und oft noch als einzige auf Deutsch mit ihnen zu sprechen. Ihre Kinder, Enkel, Urenkel können kein Deutsch – für sie scheint es eine verbotene, eine verbrannte Sprache zu sein.

Manchmal kommt jemand von ihnen auf eiliger Durchreise zur jüdischen Gemeinde und gibt ein paar Sachen ab. So im letzten Jahr die Enkelin von Rabbiner Sali Levi. Ich erwähnte ihn schon, er hat den Schabbatgottesdienst geleitet, an dem Hanns Neumann Bar Mizwa wurde. Bis 1941 hielt Sali Levi als Rabbiner in Mainz bei seiner klein gewordenen, gedemütigten Gemeinde aus. Ihre Synagoge, unter deren Kuppeldach fast tausend Menschen sitzen konnten, war gesprengt worden, das Eigentum geraubt. Angst bestimmte das Leben Tag und Nacht. Manche begingen Selbstmord.

Bürgerinnen und Bürger, die den Befehl für einen Transport in den Osten bekommen hatten, machten am Vorabend Abschiedsbesuche bei ihren Verwandten. Können Sie sich das vorstellen? Also ein Bericht über solche Abschiedsbesuche vor dem Transport in den Tod hat mich besonders getroffen. Die Kinder des Rabbinerehepaars Levi waren schon in die USA geflohen, auch Ruth,

die jüngste. Ihre Tochter brachte im Frühjahr 2012 Erinnerungen von ihrer Mutter mit. Diese Erinnerungen sollten nach Hause zurückkehren in die Stadt, wo sie entstanden waren. Ein paar Ansichtskarten, darunter eine an Oberkantor Jonas adressiert, ein paar Fotos, handgeschriebene Notizen, ein in Mainz hergestelltes Samt Ding (wie heißt sowas?), das dazu diente, die Zylinder zu reinigen. Dabei auch ein zerschlissener Roman, verfasst von Dr. Marcus Lehmann, einem der orthodoxen Mainzer Rabbiner, der außer jüdischer Fachliteratur auch Belletristik schrieb. Der Titel „Eine Sedernacht in Madrid“ verspricht eine spannende Lektüre.

## 5.

In die Jahre des Engagements für eine neue Synagoge in Mainz, fiel auch meine erste Reise nach Israel. Zusammen mit meinem Mann verbrachte ich eine Woche in Jerusalem und danach eine Woche in En Gedi am Toten Meer. Dort lernte ich Ewa Wiesel kennen. Ich will Ihnen von Frau Wiesel erzählen, sie stammt aus Budapest und hat mit Mainz nur so viel zu tun, als sie mich hier anruft und auch auf meine Anrufe, Briefe und Besuche von hier wartet.

En Gedi, ein Ort in der judäischen Wüste, der mehrfach in der hebräischen Bibel erwähnt wird, ist heute ein Kibbuz mit einem Hotelbetrieb. Der judäischen Wüste wurde eine künstlich bewässerte Oase abgetrotzt, ein einzigartiger Ort der Ruhe und Erholung im warmen Bauch der Erde.

Im Speisesaal kam eine adrette, alte Dame an unseren Tisch und fragte meinen Mann und mich, ob sie sich zu uns setzen dürfe. Sie sprach geläufig Deutsch mit ungarischem Akzent. Nach diesem Abendessen standen wir unter dem strengen, liebevollen Schutz von Frau Wiesel. Kein Schritt mehr vor die Tür ohne eine bis in den Hals gefüllte Wasserflasche, und: „Immer genug Proviant mitnehmen!“ Seit sich Frau Wiesel um uns kümmerte, wanderten wir wie Packesel durch die Wüste.

„Haben Sie Wasser dabei? Wo ist die Flasche, zeigen Sie die Flasche, die ist ja gar nicht ganz voll!“ und „Essen Sie!“

„Essen“, das heißt ja eigentlich die Angst vor Hunger, bestimmt bis

zum äußersten ihr Leben und somit das Leben derer, die sie liebt. Ihr „Essen Sie!“ und „Wir sind in Israel in Todesgefahr.“ Geht mir nie ganz aus dem Sinn. Ich denke jeden Tag an Frau Wiesel. Bei unserer Abreise kam es zu der absurden Situation, dass sie uns zwei vollgepackte Picknickkörbe aufnötigte, die wir dann ratlos während der einstündigen Fahrt zum Flugplatz auf dem Schoß hielten.

Von den Kibbuzleuten erfuhren wir, dass Frau Wiesel Schoa-Überlebende ist. Fast ihre ganze ungarische Familie wurde ermordet. Ich erschrak bis ins Mark, als mir jemand ein Schreiben der „Wiedergutmachungsstelle“ im Saarland zeigte, die Frau Wiesel seit Jahren den Erholungsaufenthalt ermöglicht. Dazu nie ein Wort von ihr. Deutsch, so sagt sie, sei ihre Muttersprache, aber außer mit mir spricht sie mit niemandem Deutsch. Ihr Mann ist seit vielen Jahren tot, ihr Sohn und seine Familie sprechen nur Hebräisch. Ich besuche die inzwischen über Neunzigjährige jedes Jahr in ihrer kleinen, heruntergekommenen mit unnützem Gerümpel vollgestellten Wohnung am Karmelberg in Haifa. Sie sagt streng: „Was Sie hier sehen, ist nicht normal.“ Frau Wiesel lacht gerne auch über sich selbst. Ich verschließe mich also nicht und bestätige: „Nein, das ist nicht normal, Frau Wiesel.“ „Ich muss bald mal aufräumen.“ „Ja“, sage ich, „aufräumen wäre gut und vor allem wegwerfen wäre gut. Kommt eigentlich in Haifa kein Sperrmüll?“

In dem winzigen Raum, wo wir am Tisch sitzen, stapeln sich an den Wänden hoch Kartons, ein verrosteter Teewagen, Blumentöpfe, Trockengestecke, Ventilatoren, Heizlüfter, Plastikgießkannen und vieles andere. Wegen der Ratten muss sie nachts die Tür jetzt zusperren. Ihr „Essen Sie!“ hat sie inzwischen noch erweitert in „Essen Sie, sonst pack ich Ihnen ein!“ Tatsächlich erschien sie bei meinem letzten Besuch entschlossen im Foyer meines Hotels mit gestärkter, weißer Bluse, Strohhut, Sonnenbrille und Stock, einen Rollerwagen hinter sich herziehend. Mir kam sie vor wie ein Inbild des zum äußersten entschlossenen Zionismus, obwohl ich weiß, dass sie 1948 eher widerstrebend nach Israel kam und dass

sie erst nach dem Tod ihres Mannes überhaupt anfang, Hebräisch zu lernen. Ihr Wagen war mit vier enormen Thermoskannen beladen, mit vielerlei Obst und Wasserflaschen. Der mitfühlende Blick von Giora, der an der Rezeption Dienst tat, traf mich. Ich verdrehte die Augen, ja, ja, ich weiß, viele Israelis in meinem Alter jetzt haben früher als Kinder und Jugendliche solche Mastkuren durchgemacht.

Giora hatte mir ein geräumiges Zimmer mit herrlichem Blick über Haifa zugeteilt. „Das ist eines unserer schönsten Zimmer.“ In diesem schönsten Zimmer des Dan Carmel schraubte Frau Wiesel unberührt von all der Pracht ihre Thermoskannen auf und sagte: „Wir sind in Israel in Todesgefahr.“

Ich hielt die Luft an. Zuerst schüttete sie Hühnersuppe in einen mitgebrachten, tiefen Teller. Nachdem ich die Suppe gelöffelt hatte, kamen die Knödel mit ihrem Faschierten darüber gegessen. Himmel hilf! „Essen Sie, denn was Sie nicht essen, laß ich Ihnen da.“

In der Abenddämmerung begleitete ich Frau Wiesel und ihren Rollerwagen mit den nun fast leeren Thermoskannen zur Bushaltestelle. Ich kaufte mir auf dem Rückweg einen Flachmann mit Wodka, um mit ein paar herzhaften Schlucken der Hühnersuppe, dem Faschierten, den Knödeln und dem Strudel zum Nachtschlaf beizukommen. Giora an der Rezeption grinste: „Den Wodka hast du dir verdient.“

Ich setzte mich damit auf den Balkon und blickte über den lichterfunkelnden Hang des Karmel hinunter zum Hafen. Dort lagen einst die baufälligen, verrosteten Schiffe der Aliya Bet, denen es gelungen war, mit Flüchtlingen Palästina zu erreichen.

Sind am Hafen von Haifa auch Juden aus Mainz angekommen, als 1933 eine Einwanderungswelle einsetzte? Von 1933–1939 verließen 1 286 Juden ihre Heimatstadt Mainz. (2)

## 6.

Ich möchte noch einmal mit Ihnen zusammen zu einem Erlebnis nach Israel springen. Vor ein paar Jahren saß ich unter einem

der Sonnendächer am Strand von Tel Aviv und trank Milchshake. Wie fast alle Leute trug ich Strandkleidung und war barfuß. Umso mehr fiel ein lebenswürdiger, alter Herr auf, der sich zu mir setzte: Langärmeliges, weißes Hemd, goldene Manschettenknöpfe, schwarze Hose. Dem Typ nach könnte er Däne oder Schwede sein, dachte ich. Seine Haut ist nicht für die Wüstensonne gemacht. Er begann ein Gespräch und fragte mich das Übliche unter Touristen: Woher, wie lange, wie oft schon? Als er meinem Englisch eine Weile zugehört hatte, sagte er mit Wiener Dialekt: *„Mit mir können Sie auch Deutsch reden. Ich heiße sogar Deutsch, Otto Deutsch, und ich bin Jude. Mir bedeutet es viel, jüdisch zu sein. Aber verstehen Sie, weil ich seit meiner Kindheit in England lebe, ist es mir völlig unmöglich auf Bacon zum Frühstück zu verzichten. Ich hatte halt niemand für eine richtige jüdische Erziehung.“* Wie bitte? Ich antwortete, dass Gott bei seinem Blick auf die Welt bestimmt andere Sorgen hat und sich nicht wegen so einem bisschen Schweinespeck ärgert. Am Ende musste er über seine merkwürdige Beichte selber lachen. Mir gefällt Ottos Bubenlachen.

Etwa ein Jahr später saßen wir wieder zusammen auf einer Bank und blickten miteinander auf ein Wasser. Diesmal Richtung Nordsee. Otto hatte mich zum siebzigsten Jubiläum seiner Bar Mizwa eingeladen, nach Southend. Später erst begriff ich, dass ich dort als eine Art Tochter fungierte, die er gerne hätte.

Da auf der Bank wollte er wissen, wie schreiben eigentlich geht. *„Warum tust du das: immer alles aufschreiben?“* Ich sagte: *„Weißt du, Otto, das ist, wie wenn du auf einer Autobahnbrücke stehst und Lastwagen unter dir durchbrausen. So geht es mit meinen Gedanken. Wenn ich sie nicht aufschreibe, rasen sie fort.“* Otto antwortete: *„Du bist mir beschert, Schatzi. Kannst du meine Geschichte aufschreiben? Ich will nicht, daß sie vergessen wird.“*

Erinnerung und Name – Yad vaSchem.

Otto Deutsch wurde in Wien geboren. Sein Vater hatte zusammen mit seinem Freund Kowatsch für Österreich im tschechi-

schen Regiment gedient und war ausgezeichnet worden. Nach dem Krieg heirateten die Freunde und zogen mit ihren Frauen ins selbe Wiener Mietshaus. Auch der kleine Sohn vom Kowatsch und der kleine Otto wurden dann beste Freunde wie ihre Väter. *„Bis die Kristallnacht kam. Da stürzte der Onkel Kowatsch plötzlich herein in unsere Wohnung, zusammen mit ein paar jungen Kerlen und brüllte: Da liegt er rum der Scheißjude! Natürlich hat er eine Uniform getragen, der Kowatsch. Da hat mich meine Mama für den Kindertransport nach England angemeldet. Meine Schwester Dela war um ein paar Monate zu alt. Deshalb hat sie mit der Mama dann nach Minsk müssen zum Erschießen.“*

Das letzte, was Otto von seiner Mutter sah, war ihr Rücken, wie sie weinend vom Bahnhofsvorplatz fortrannte, weil sie es nicht fertigbrachte, Otto am Zug zu verabschieden.

Ich habe bei einem Ausflug nach London gesehen, dass in Ottos Geldbeutel ein Foto seiner Mutter steckt. Sobald er etwas kaufen will, scheint die ernste, verhärtet aussehende Frau eindringlich zu flüstern: *„Halt, Otto, nichts ausgeben!“* Otto blieb ein braver Junge, sparsam und der Mama treu. Er hat nie geheiratet. Sein größtes Vergnügen sind ein paar Schallplatten mit Operettenmelodien, die ihm seine ärmliche Behausung in einen Wiener Ballsaal verwandeln.

Da auf der Bank an der Strandpromenade von Southend erzählte er mir auch von seinen Plänen, nach Maly Trostinek bei Minsk zu reisen. *„Genau an den Ort, wo die Mama und die Dela erschossen worden sind.“* Er sagte: *„Das ist das Einzige, was ich noch vorhabe. Ich will dort das Kaddischgebet sagen. Dann kann ich selber sterben. Dann habe ich endlich Frieden.“*

Bei meinem Aufenthalt in Southend habe ich auch den jungen Rabbiner von Ottos Schul, von Ottos Synagoge, kennengelernt. Er ist ein Orthodoxer aus Frankreich. Wir saßen bei ihm am Küchentisch, wo er inmitten seiner Kinder und den Kochdünsten seiner Frau an der Ansprache für Ottos Bar Mizwa-Jubiläum schrieb. Sein Interesse galt Mainz und Worms mit den alten Rabbinen, die im Mittelalter dort gelehrt hatten. Wir sprachen über

das Gebet „unetane tokef“ (wir wollen die Heiligkeit des Tages schildern), das der Legende nach im alten Magenza seinen Ursprung hat und das zum Versöhnungstag auf der ganzen Welt in den Synagogen gebetet wird. Wir hatten ein langes, anregendes Gespräch. Beim Schiur zum Schabbatausgang ließ er mich bei den Männern sitzen. Otto sah das als Auszeichnung, sein Gesicht leuchtete vor Stolz über mich. Nur während der Gebete ging ich dann hinter den dicken Vorhang auf die Frauenplätze.

Inzwischen ist Otto in Maly Trostinek gewesen und hat für seine Mama, wie es sich für einen jüdischen Sohn gehört, das Kadischgebet gesagt und ein Schild mit ihrem und mit dem Namen seiner Schwester an einem Baum dort befestigt. Aber seinen Frieden, das spüre ich, hat er dadurch nicht wirklich gefunden. Freitagabends rufe ich ihn manchmal an, um ihm „Gid Schabbes“ zu wünschen. Sein Wunsch an mich nach jedem Gespräch: „Vergiß mich nicht!“

## 7.

Wie ich zu Beginn sagte, soll es bei diesem Vortrag auch um die Auswirkungen von 1933 auf junge Menschen gehen, auf die dritte und vierte Generation von Überlebenden. Wir können heutzutage das Phänomen beobachten, dass die israelischen, amerikanischen, australischen Enkel von Überlebenden der Konzentrationslager wie emotionslos deutsche Pässe beantragen, oft genug zum Entsetzen der Großeltern. Die Israelische Zeitung „Yedioth Ahronoth“ schrieb in dem Zusammenhang: *„Jahrzehntelang haben sich die Jeckes geweigert, deutsche Produkte zu kaufen und deutschen Boden zu betreten. Jetzt kämpfen ausge-rechnet ihre Enkel um das Recht, deutsche Staatsbürger zu werden.“* (3) Also für Oma und Opa kein Volkswagen, aber für die Enkel der deutsche Pass.

Eigenartig berührt es, wenn in der Jüdischen Allgemeinen Zeitung zu lesen ist, dass in Tel Aviv jetzt die Häuser der Sarona Siedlung restauriert werden. Diese erste und größte deutschen

Kolonie in Palästina wurde ab 1871 von schwäbisch-pietistischen Siedlern gegründet. Als ausgebildete Agronomen experimentierten sie mit dem Anbau von Avokados, sie betrieben eine Weinkellerei und halfen mit bei der Entwicklung der berühmten Jaffa-Orange. Die Templer brachten Fortschritt im Verkehrswesen, der Architektur und der Landwirtschaft nach Palästina. Aber vermutlich von ihrer „Evangelischkeit“ her, von antijüdischen Impulsen gesteuert, waren viele von ihnen auch Antisemiten. Nachts bildeten sie Araber an Waffen aus und bedeuteten eine Bedrohung für die jüdische Bevölkerung. Bereits 1938 gehörte jeder dritte in Palästina lebende Templer der NSDAP an. Seit einiger Zeit läuft ein aufwendiges Projekt, zu dem auch die israelische Regierung 121 Millionen Euro beisteuert, damit dieses Sarona Dorf, wieder aussieht wie früher. Keinesfalls dürfen die Fassaden verändert werden. Jeder Baum, der hier steht, ist noch von den Templern gepflanzt worden. Nachfahren der Templer sind aus Deutschland und Australien angereist, sie konnten noch genau beschreiben, wie es damals im Dorf ausgesehen hat. Alles soll wieder werden wie früher. Ich hoffe nur, die Arbeit der Tel Aviver Denkmalschützer verlangt nicht auch das Wiederaufziehen der Hakenkreuzfahnen, die ab 1933 auf diesen Häusern geweht haben. (4)

Ich bin gerne in Tel Aviv. Mir kommt es vor, als bekäme ich dort am Strand mehr Luft als anderswo, dabei passiert immer alles gleichzeitig. Einwanderer, die dem „Schlachthaus in Europa“ entkommen sind, steigen aus den Booten, sie singen die Nationalhymne „HaTikwa“, als sie palästinensischen Boden betreten, und weinen vor Glück, das in keinem Moment selbstverständlich war. In ihrer Autobiographie „Mein Leben“ fragt Golda Meir: *„Seit dem Jahr 1939 habe ich gewiß tausendmal versucht, mir selbst und anderen zu erklären, wie es kam, daß die Briten zur gleichen Zeit, in der sie mit so viel Mut und Entschlossenheit den Nazis entgegentraten, einen fast ebenso langen und bitteren Krieg gegen die Einwanderung von vor den Nazis geflüchteten Juden nach Palästina führten.“* (5)

Hätte es damals bereits den Staat Israel gegeben, Millionen Menschen wären gerettet worden.

## 8.

Letztes Frühjahr besuchte ich Bernhard und Pearl Lazarus, die vor ein paar Jahren von Süd Afrika nach Tel Aviv gezogen sind.

Bernhard wurde 1926 in Mainz geboren. Er gab mir Fotokopien mehrerer Schreiben mit, die vor über 100 Jahren hier verfasst wurden. Das älteste Schreiben stammt aus dem Jahr 1904 und ist vom Vorstand der „Israelitischen Religions-Gemeinde Mainz“ an die „Zionistische Vereinigung“ gerichtet, namentlich an Herrn S. Lazarus.

Das „S.“ steht für Siegmund. Siegmund Lazarus war der Großvater von Bernhard. Er war bei der Zionistischen Vereinigung engagiert, die sich für die Ansiedlung von Juden in Palästina einsetzte. In dem handschriftlichen Brief drückt ihm der Vorstand der Israelitischen Religions-Gemeinde sein Beileid über den Tod von Theodor Herzl aus.

Das zweite Schreiben stammt aus dem Jahr 1905 und ist überraschenderweise die Einladung der Stadt Mainz zu einer öffentlichen Protestversammlung, die in der Liedertafel stattfand. „2. Dezember 1905 abends 8 ½“, steht da, „im großen Saal“. Mich wundert das Engagement der Stadt. Anlass waren die blutigen Gräueltaten in Russland, wo furchtbare Massaker gegen die jüdische Bevölkerung verübt wurden. Bernhard erklärte mir, es sei um Kischinev, die damalige Hauptstadt Moldawiens gegangen. Zum einladenden Komitee gehörte neben Stadtverordneten, Landtagsabgeordneten und einem Reichstagsabgeordneten, auch Siegmund Lazarus an, wie gesagt, der Großvater von Bernhard Lazarus.

Das dritte Schreiben ist ein Aufruf aus dem Jahr 1920. Es geht um den Beschluss der Konferenz von San Remo über die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Britisch-Palästina. „Die Mächte haben auf der Friedenskonferenz in San Remo festgesetzt, daß Palästina zu einem jüdischen Gemeinwe-

sen entwickelt werden soll. Unter der Garantie des Völkerbundes sollen die Juden in Palästina in voller Freiheit, nach eigener Sitte und eigenem Gesetz, verbunden mit dem Boden des Landes, ihr Leben gestalten können. (...)“

Worauf ich hinauswill: In der Familie Lazarus führt eine direkte Linie vom persönlichen Einsatz des Siegmund Lazarus aus dem Jahr 1905 als Mitglied beim Komitee der Zionistischen Vereinigung in Mainz bis zu einem seiner Ururenkel jetzt im Jahr 2013. Ich möchte von Joel sprechen, er ist für mich der erstaunlichste Sohn, den diese Familie hervorgebracht hat.

Joel ist in den USA aufgewachsen. Zweimal hat er die „Wissenschaftsolympiade“ gewonnen, die es für Schülerinnen und Schüler dort gibt. Präsident Bush zeichnete ihn bei einer Veranstaltung im Weißen Haus aus. Joel hätte daraufhin bequem, ohne jegliche Gebühren zu bezahlen, in einer der berühmten amerikanischen Universitäten studieren können. Vermutlich wäre er inzwischen seiner Begabung entsprechend selbst Mathematikprofessor in Yale oder Harvard, aber es kam anders. Die Beschäftigung mit der Schoa und eine Reise nach Auschwitz veränderten sein Leben. „In Auschwitz“, so erzählte mir sein Großvater Bernhard, „setzte sich Joel in eine der Gaskammern und kam stundenlang nicht mehr heraus“. Was tat er da drin? Die Familie dachte zuerst, es sei nur der Schock gewesen, dass er nach diesem stundenlangen Hocken am Ort des Todes sagte: „Ich werde Rabbiner.“ Aber tatsächlich hat Joel von da an sein ganzes Leben in den Dienst des „Kiddusch HaSchem“, der Heiligung Gottes, gestellt. Vielleicht, so denke ich, treibt ihn auch ein lebenslanges Ringen mit der Frage an das großmächtige Schweigen: „Wie konnte ein barmherziger Gott Auschwitz zulassen?“

Jahrelang studierte Joel in den Jeschiwot, inzwischen lebt er als orthodoxer Rabbiner mit seiner frommen Frau und fünf Kindern in dem Ort Beit Schemesch in Israel. Für mich war es eine große Freude, Joel auf einer gemeinsamen Reise mit seinen Großeltern kennenzulernen. Stellen Sie sich ihn als einen Menschentyp vor,



wie von El Greco gemalt. Groß, schmal, asketisch. Wir haben Fotos vor der neuen Synagoge in Mainz aufgenommen, wir waren zusammen in Worms und Heidelberg. Joel zeigte sich als lustiger, unterhaltsamer Reisegenosse, der seine Grandma gerne neckt, aber er hat nie einen Bissen von dem zu sich genommen, was Pearl, Bernhard und ich in den Restaurants aßen. Während unseres Abendessens betete er in seinem Hotelzimmer und verspeiste dort allein seine aus Israel mitgebrachten koscheren Speisen. Joels Leben spielt sich dankbar und freudig in dem Land ab, von dem sein Mainzer Urgroßvater, Siegmund Lazarus, vergeblich geträumt hat.

Ich spreche von den Auswirkungen, die das Jahr 1933 noch auf die dritte und vierte Generation Kinder der Holocaustüberlebenden hat, und spüre, es ist eine Zumutung, wenn ich hinter die Entscheidung von Joel, orthodoxer Rabbiner zu werden, einen Satz von Adolf Hitler stelle. Trotzdem zitiere ich jetzt, ohne Kommentar, aus einer Ausgabe von „Mein Kampf“: „So glaube ich heute im Sinn des Allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.“ (6)

## 9.

Um es einmal salopp zu formulieren, durch diverse Hollywood Filme wissen wir ja inzwischen fast alle darüber Bescheid, wie es in den Vernichtungslagern zugegangen ist. Durch die Filme gibt es heutzutage mehr Naziuniformen und Hakenkreuzfahnen als in den zwölf Jahren unter Hitler. Die Frage richtet sich nach der Statthaftigkeit beziehungsweise der Notwendigkeit einer Ästhetisierung des ultimativen Grauens durch Kunst, sei es durch Literatur, Musik, Theater oder durch den Versuch, dem Ganzen durch ein Monument wie dem Holocaustmahnmal in Berlin beizukommen. Zuweilen denke ich, alles außer den reinen Berichten der Überlebenden selbst, dürfe gar nichts gelten. Aber dann denke ich auch wieder anders.

Auf dokumentarische Weise näherte sich der Filmemacher Jordan Bahat dem Schicksal seiner Großeltern. Jordan Bahat ist wie Joel als Nachfahre der Holocaustgeneration in den USA aufgewachsen, ihn treibt vor allem die kühne Frage an seine Großeltern um: „Wie konnten Holocaustüberlebende in Deutschland bleiben? Warum lebt Ihr im Land der Henker?“

Bereits im Alter von dreiundzwanzig Jahren drehte Jordan den Film: „Jelous Of The Birds“, nach einem Satz seines Großvaters, der sagte: „Im Lager war ich immer eifersüchtig auf die Vögel, weil die fortfliegen konnten.“

Seine Oma, Rusja Orlean, war bis vor einem Jahr im Vorstand der WIZO-Gruppe Frankfurt, deren Mitglied ich bin. Wir haben bei einer Veranstaltung zusammen den Film angeschaut. Jordan ist dazu mit Rusja sogar nach Auschwitz gefahren, sie hat ihm dort die Baracke gezeigt, in der sie mit anderen eingepfercht ihr Leben fristen musste. Vom Fenster aus hatte sie den Blick frei auf die Kamine des Krematoriums. Dort hat Rusja Orlean ihren Enkel ermahnt: „Das hier ist kein Filmploot, Jordan, das ist das Leben.“ Mit seinem Film ist Jordan Bahat eine preisgekrönte Meisterleistung gelungen, und es war wichtig, die Großeltern zu Wort kommen zu lassen. Aber nach einer schlaflosen Nacht habe ich an Rusja Orlean geschrieben: „Danke, daß Sie hier sind, Rusja. Tat-

sächlich darf Ihnen niemand ernsthaft die Frage stellen, warum Sie in Deutschland leben. Sie brauchen sich nirgends zu rechtfertigen: hier nicht, aber auch nicht in Amerika oder in Israel.“

#### 10.

Zur Grundsteinlegung und dann auch zur Einweihung der neuen Synagoge in Mainz am 3. September 2010 kamen „ehemalige Mainzer“ aus aller Welt. Betagte Menschen, die je älter sie werden umso mehr den Gedanken an ihre jüdische Kindheit in Mainz nachhängen. Sie erzählen von ihrer Mandeloperation im jüdischen Krankenhaus, davon, wie sie mit dem „Jung-Jüdischen Wanderbund“ in den Rheingau fuhren, vom Singen in der Liedertafel und vom Laubhüttenfest unter Kastanienbäumen.

In den Monaten zwischen Grundsteinlegung und Einweihung der neuen Synagoge starb hochbetagt in Kapstadt der Mainzer Ernst Zeh sel. A. Er wurde 1911 geboren und wohnte mit seinen Eltern zuerst in der Hindenburgstraße und dann in der Josefstraße, also ganz in der Nähe der heutigen und der damals auch noch neuen, nach der Reichspogromnacht gesprengten Synagoge.

Dort unter der von einem Davidstern gekrönten Kuppel, unter der tausend Leute Platz hatten, ist auch Ernst Zeh an einem Schabbatmorgen im Januar 1924 Bar Mizwa geworden. Die Orgel brauste, der Toraschrein öffnete sich auf Knopfdruck elektrisch (wir wissen von Hanns Neumann, es waren „zwei Knöpfe“), der Chor jubelte und die herausgeputzte Gemeinde erhob sich, als Ernst zum ersten Mal zur Tora gerufen wurde. Schon in der Art wie er zur Bima schritt, wurde deutlich: Dies ist ein durchsetzungsfähiger Mensch, einer der weiß, was er will. Mit seinem hebräischen Namen „Menachem“ rief ihn Rabbiner Sali Levi und sprach dann den uralten Segen der Jerusalemer Tempelpriester über ihm: „Jewarechecha Adonai we Jischmerecha! Jair Adonai Panav Eleicha weJechunecha! (...) Es segne dich der Herr und behüte dich ...“

Ich stelle mir vor, wie die Mutter des Jungen oben auf der Frauempore saß und stolz ihren Hut zurechtrückte. Bei seinem



nächsten Fest in der Synagoge würde ihr Ernstche unter dem Traubaldachin stehen. Er hätte die Weinbauschule abgeschlossen, wäre in die väterliche Sektkellerei eingetreten und würde eine seiner Tanzstundenfreundinnen heiraten oder ein nettes Mainzer Mädchel vom Karnevalverein.

Auf die Idee, dass ihr Sohn stattdessen zehn Jahre später seine Geschäftsanteile verkaufen und sich in Kapstadt niederlassen würde, wäre Johanna Zeh nicht gekommen.

Der Dom in Mainz steht seit tausend Jahren. Die 1912 eingeweihte Synagoge, die mit der Kuppel, die es jetzt nur noch auf Bildern gibt, war von allerbesten Bausubstanz, sie war sogar brandsicher konstruiert, niemand hätte sich damals vorstellen können, dass auf ihrem Platz hundert Jahre später ein völlig anderes jüdisches Gotteshaus stehen würde. Ich phantasie manchmal, diese Synagoge mit der Kuppel und dem Davidstern darauf wäre gar nicht gesprengt worden, sie stünde noch da und hätte sich neuerdings nur ein modisches Kleid übergezogen: „What a fancy dress!“

## 11.

Durch meine Arbeit beim Verein, der sich für den Synagogenneubau eingesetzt und auch die MAGENZA-Stiftung gegründet hat, lernte ich den Sohn und die Schwiegertochter von Ernst Zeh sel.A. kennen, die meine Bemühungen großzügig unterstützten. Bis heute sind wir ständig in Kontakt. Sie leben in Kapstadt. Ihre beiden Kinder, Tochter und Sohn, sind jedoch von Kapstadt weg mit ihren Familien nach Sydney weitergezogen. Nachdem die neue Mainzer Synagoge eingeweiht war, sagten mir Harold und Sandra dass die Familie erwägt, die Bar Mizwa von Brent Zeh, einem der Urenkel von Ernst Zeh, in „*the new shul*“ zu feiern.

So kam es dann, dass im April 2012 eins der ersten großen Feste in der neuen Synagoge von einem Jungen gefeiert wurde, der aus Sydney anreiste, um am selben Ort wie sein Mainzer Urgroßvater zum ersten Mal zur Lesung seines Toraabschnitts gerufen zu werden. Mit seinem hebräischen Namen „*David ben Jehuda*“ rief ihn Rabbiner Soussan und sprach dann auch über ihn den uralten Segen: „*Es segne dich der Herr und behüte dich (...)!*“ und zum Schluss: „*We Jassem Lecha Schalom.*“

Brent Zeh, ein sportlicher, selbstbewusster Junge, bedankte sich bei seinen Eltern und Großeltern mit einer rührenden Rede.

Nach dem Fest wurde die Familie Zeh aus aller Welt mehr oder weniger entsetzt gefragt: „*Warum in Deutschland? Why it was held in Germany?*“

Harold antwortete mit einem Bericht von seinem Besuch in Berlin, wie er da stand an dem Platz, wo der Bunker war, in dem Hitler mit seiner Entourage zuletzt gehaust hatte, und wie er dort zu sich selber sagte:

„*Da unter der Erde liegt irgendwo der Feigling, der ein Drittel der jüdischen Bevölkerung ausgelöscht hat. Er hat Selbstmord begangen, ihn gibt es nicht mehr. Wir werden unsere Bar Mizwa in Deutschland feiern, das er von Juden säubern wollte. (Harold schrieb: The country he thought he could cleanse of Jews.) Mir*

*machte es richtig Spaß, ihm hier das Gegenteil zu beweisen. (Harold schrieb: It gave me great pleasure to prove him wrong) Von daher kommt es, dass mich die Idee von Brents Bar Mizwa in Mainz so glücklich gemacht hat.“*

Vielleicht ist Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren, anfangs der Untertitel meines Vortrags „*Jüdische Lebensgeschichten im Bann Hitlers bis zum heutigen Tag*“ etwas reißerisch vorgekommen. Aber Harold Zeh, der für die Übersetzung ins Englische sorgt, rät: „*Schreibe nicht Bann, schreibe unter dem Fluch von Hitler. Schreibe: „Jewish Stories Under Hitler's Curse Up Till Today“.*

Auch mein letzter Bericht, der Bericht über Muriel Waterman geborene Rothschild gibt für das Ringen mit dem Fluch ein Beispiel.

## 12.

1933 zählte die jüdische Gemeinschaft in Mainz 2 609 Mitglieder. Bei der Befreiung 1945 lebten noch etwa 50 von den Nazis als Juden definierte Menschen in der Stadt. Von den Transporten nach Polen kam niemand zurück, ein zum Konzentrationslager Theresienstadt ausgesandter Bus brachte 24 traumatisierte, kranke Menschen in ihre vom totalen Krieg zugerichtete Heimatstadt zurück. (2)

Unter den glücklicherweise rechtzeitig entkommenen Mainzern waren Julius Rothschild, seine Schwestern und seine Eltern. Hilda, die spätere „*Mrs. Julius Rothschild*“ wie sie in Amerika sagen, stammte aus Koblenz. Die Familie fand Zuflucht in Kalifornien, wo ihre Nachkommen bis heute leben. Vom Namen Rothschild geht ja die Vorstellung von Glanz und Reichtum aus. Der Vater von Julius Rothschild arbeitete jedoch in Mainz als Schneidermeister. Julius besuchte zuerst wie die meisten jüdischen Kinder die Bondi-Schule, die bei der orthodoxen Synagoge (der maurisch gestylten ohne Orgel und elektrische Knöpfe) untergebracht war. Nach der Oberrealschule fand er Arbeit bei der Leonhard

Tietz AG, dem Warenhaus, an dessen Stelle in Mainz jetzt der Kaufhof steht.

Julius Rothschild wurde am 31. Dezember 1911 geboren, und glückliche Umstände haben dazu geführt, dass er mich zu seinem 100sten Geburtstag nach Beverly Hills einlud. Ich war der einzige Gast aus Deutschland. Vom Mainzer Oberbürgermeister hatte ich Glückwünsche dabei, und ich hielt dann am Abend des bezaubernden Festes eine kleine Ansprache, bei der ich auch auf Nazideutschland einging.

Während meines Aufenthaltes, zehn Tage lang, wohnte ich im Haus von Jeff und Muriel Waterman, dem Schwiegersohn und der Tochter von Julius, und fühlte mich dort so selbstverständlich aufgenommen wie ein Familienmitglied. Ihre vier erwachsenen Söhne kamen oft, wir machten Besuche bei Verwandten und Bekannten, und es ergaben sich viele gute Gespräche, bei denen ich jedoch immer wieder von der Unmöglichkeit hörte, nach dem, was geschehen ist, jemals deutschen Boden zu betreten. So oft wie in Kalifornien hatte ich das vorher noch nicht gehört. Zum ersten Mal wurde mir dort mit aller Deutlichkeit bewusst, wie verheerend im Ausland das Bild von uns Deutschen bis heute noch ist. Dankbar war ich dann für die Gelegenheit, vor Studierenden der Hebrew High School in Los Angeles zu sprechen.

Es waren reiche, wundervolle Tage. Muriel und ich wanderten als „beach bums“ am kühlen, sonnenfunkelnden Strand von Los Angeles entlang und hörten in keinem Moment auf zu erzählen und zu diskutieren. Ich sagte zu ihr: „Deine Eltern sind beide vom Rhein, Muriel. Ist dir eigentlich klar, daß du ohne diese Nazis ein Mainzer Mädchen wärst und daß du Deutsch sprechen würdest wie ich? Also wenn dich das jetzt auch trifft: Ich empfinde dich als ziemlich deutsch.“

Muriel war geschockt. Plötzlich derart in die Nähe zu Deutschland gerückt zu werden, brachte sie durcheinander. Doch etwas tief Verborgenes schien in diesen Tagen unseres Zusammenseins

aus ihr hervorzukommen. Auf einmal sagte sie: „Vielleicht ist es so: Du bist meine deutsche Hälfte.“

Später habe ich Muriel gebeten, mir ihre Gedanken und Empfindungen zu schildern. Ich lese Ihnen Teile daraus vor, was sie mir geschrieben hat.

*„I did not want to hear German. Also ich wollte als Kind kein Deutsch hören. Meine Mutter hat mit ihrer Mutter und mit ihrer Schwiegermutter deutsch gesprochen, weil die ältere Generation länger brauchte, um Englisch zu lernen. Mein Vater hielt nichts vom Deutschsprechen, vermutlich habe ich seine Sicht und Vorlieben angenommen.(...) Es war einfach die Nazi-Sprache für mich. (...)*

*As a young child I was exposed too early and too much to the Holocaust and it became traumatic.*

*Ich durfte Dokumentarfilme sehen, ja, ich wurde sogar dazu ermutigt, (sie schrieb: „encouraged to see the piles of Jewish victims’ skeletons being exposed“) mir das anzusehen wie die Stapel von jüdischen Opfern gezeigt wurden. Mein Vater hatte nur etwas dagegen, wenn ich zusah, wenn sich im Film jemand küsste. Ist das nicht verrückt? Jedenfalls bekam ich dadurch eine Abneigung (Sie schrieb: very averse to anything German) gegen alles Deutsche. Jahrelang kaufte meine Familie nichts, was in Deutschland hergestellt war (...) Ich trug früh, ich will nicht sagen Hass (sie schrieb: not exactly hatred, but mental discrimination) aber eine Abwertung in meinem Bewusstsein. Ich erkannte in mir selbst nie irgendetwas Deutsches. Ich war Amerikanerin, Jüdin und die Tochter von Deutschen, von deutschen, jüdischen Einwanderern, die Deutschland hatten verlassen müssen. Meine Eltern sagten, sie würden nie wieder nach Deutschland zurückgehen. Aber dann, als sie älter wurden, änderte sich etwas in ihrer Haltung. Es kamen Angebote von der deutschen Regierung für Besuche und einmal haben sie ein solches Angebot angenommen. Ich war ziemlich geschockt (,,). Mir schien, diese Besuche haben sie verändert, aber mir war es nicht möglich (sie schrieb:*

*I had not been able to shed the viewpoint I had grown up with) meinen Standpunkt zu ändern, mit dem ich aufgewachsen war. (...) Ich fühlte, dass es zu anstrengend für mich wäre, durch die Straßen zu laufen, in denen so viele Grausamkeiten geschehen sind. Es machte mir Albträume, und ich dachte an die Nazis, die Braunhemden, die SS, die deutschen Sturmtruppen und so weiter, die einst durch diese Straßen marschiert sind. (...)*

Im Laufe von dem, was mir Muriel schrieb, stiegen dann doch auch zärtliche Erinnerungen an die deutsche Sprache in ihr auf. Sie erzählt:

*„Als Dean und Michelle geboren wurden, sang meine Mutter kleine Kinderlieder auf Deutsch. Ich denke, sie wird das auch für mich gesungen haben (...). So kann ich zum Beispiel: „Hopp, hopp, hopp Pferdchen lauf Galopp“ singen. Kennst Du das? Und da ist noch ein anderes Lied, das ich auswendig kann. Ich habe es gerade im Internet gefunden: Hoppe, hoppe Reiter, wenn er fällt dann schreit er. Komisch nicht? Ich singe die jetzt manchmal meinen Enkeln vor. (sie schrieb: so there has been more German influence than I realize) Also doch mehr deutscher Einfluss da, als mir bewusst ist. Dann natürlich, wenn ich wieder so perfektionistisch bin und detailversessen, nennen mich die Leute „Jecke“, was im Prinzip deutscher Jude heißt. Meine Mutter sagte auch jeden Abend ein deutsches Gebet zu mir:*

*Müde bin ich geh zur Ruh*

*Schließ beide Augen zu*

*Vater in dem Himmel du*

*Schenk mir eine gute Ruh!*

*Im Internet habe ich festgestellt, dass es ja so viele Strophen hat und da auch Jesus drin vorkommt. Meine Mutter betete mit mir nur die ersten paar Zeilen (...)*

*Ich hoffe ich habe Deine Gefühle in keiner Weise mit dem verletzt (...) Aber ich stelle mir vor, Du wolltest die Wahrheit wissen. Erst seitdem ich Dich kenne, bin ich aufgeschlossener und toleranter geworden (sie schrieb: I am more enlightened and tolerant).“*

Soviel zu Muriel. Für die amerikanische Familie war es offensichtlich befremdend, Julius und mich Deutsch sprechen zu hören.

Wir unterließen es bald. Nur wenn er in Mainz anruft, babbeln wir drauflos. Julius sagt: „Ich ruf dich an, solange ich leb!“

### 13.

Ende Januar 1933 war es so kalt, dass der Rhein erstarre und zufror. Sechs Monate später verkündete Adolf Hitler: „Wir stehen in der langsamen Vollendung des totalen Staates.“

Ziel dieses totalen Staates war ein Krieg um die Weltherrschaft der „arischen Herrenrasse“. Millionen von Menschen wurden durch den Strudel dieses Wahns in den Tod gerissen. Gleichwohl, das ergab 2012 die repräsentative Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung, ist strammes, rechtsextremes Denken in allen Teilen der Gesellschaft verbreitet. Tendenz: steigend.

Etwa 10 % der Menschen in Deutschland wünschen sich eine „starke Hand“ zurück. (7)

Das Bedürfnis nach vereinfachenden und dadurch zwangsläufig verdummenden Gebrauchsanweisungen zur Bewältigung der Vielfalt des Lebens ist also ungebrochen.

In meinem Vortrag ging es um die Auswirkungen der Nazidiktatur auf Jüdinnen und Juden bis in die heutige Zeit. Ich wollte Ihnen einen Eindruck von den Anstrengungen vermitteln, die jüdische Familien über Generationen und Erdteile hinweg unternehmen, um das, was mit ihnen geschehen ist zu ertragen.

Ein dreizehnjähriger Junge hat sich auf einen langen Weg begeben. Brent ist 10 000 Meilen gereist, um an dem Ort das Fest seiner Bar Mizwa zu feiern, an dem sein Urgroßvater Ernst Zeh das Fest seiner Bar Mizwa gefeiert hat.

Bei seiner feierlichen Ansprache (am 29. Nissan 5772) in der Synagoge sagte der Mainzer Rabbiner Julien Chaim Soussan:

*„Today is deeply symbolic – falling between Yom HaSchoa and Yom Yerushalayim we have every right to be here and we are here to stay.“*

Sinngemäß: *„Der heutige Tag, der zwischen zwei jüdischen Tagen des Gedenkens an Vernichtung und Zerstörung liegt, ist von*

*tiefer Symbolkraft. Wir haben das Recht hier zu sein und wir sind hier, um zu bleiben.“*

Vieles von dem, was ich Ihnen vorgetragen habe, muss ausschnitthaft bleiben, vorläufig auch, weil eine gesamte Deutung des Geschehens allein den Betroffenen zukommt.

Adrian Baskir, ein Londoner Verwandter der Familie Zeh, schrieb nach dem Fest in Mainz: *“The spiritualism of the occasion will live with us forever and has changed my paradigm of the Shoa, what it meant and how we should remember it.“*

„Die Spiritualität des Anlasses, wird uns immer begleiten, und es hat mein Bild von der Shoa verändert, bezüglich ihrer Bedeutung und wie wir uns daran erinnern sollten.“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, gerne stehe ich für Ihre Fragen zur Verfügung. Den Vortrag schließe ich ab mit meiner Hoffnung, dass sich Jüdinnen und Juden in Deutschland endlich nicht mehr dafür entschuldigen müssen, weil sie hier leben und bleiben wollen. Möge ihnen ihr Recht darauf, Deutsche zu sein, nie wieder genommen werden. Lassen Sie uns dafür sorgen, dass das Vertrauen von Brent Zeh aus Sydney, der hier in der Mainzer Synagoge „zum jüdischen Sohn der Gebote“ wurde, niemals enttäuscht wird.

#### *Literaturhinweise:*

- (1) Hans-Georg Mayer und Hans Berkessel (Hrsg.): „Die Zeit des Nationalsozialismus in Rheinland-Pfalz“ Band 1–3, Siehe im besonderen bei Angelika Arenz-Morch: „Der (un) aufhaltsame Aufstieg des Nationalsozialismus – von der ‚Machtergreifung‘ zur Diktatur“ (Bd.1) Verlag Hermann Schmidt, Mainz 2001
- (2) Rolf Dörrlamm: „Die Geschichte des jüdischen Mainz“, Verlag Hermann Schmidt, Mainz 1995
- (3) Tobias Kühn: „Stippvisite mit neuem Pass“, Jüd. Allgemeine Nr. 28/12, Juli 2012
- (4) Marina Choikhet: „Ein Stück Deutschland“, Jüdische Allgemeine Nr. 32/12, August 2012
- (5) Golda Meir: „Mein Leben“ , Hoffmann und Campe, Hamburg 1975
- (6) Adolf Hitler: Mein Kampf, München 1925
- (7) Elmar Brähler: „Mitte im Umbruch – Rechtsextreme Einstellungen in Deutschland 2012“ Repräsentative Studie der Friedrich-Ebert Stiftung.

#### *Hinweis:*

Der kanadische Radiosender der CARLTON UNIVERSITY (Ottawa, Canada) Radio CKCU-FM93.1 sendete am 26. Februar 2013 in seiner Reihe Literary News ‚Das literarische Echo‘ den vielbeachteten Vortrag „You Are My German Half“ von Irina Wittmer. Die Sendung brachte eine Neuaufzeichnung des Vortrags, der im Rahmen der Veranstaltungen zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus im Wappensaal des Landtags von Rheinland-Pfalz am 15. Januar 2013 gehalten wurde.

[www.cod.ckcufm.com/programs/player.raw.html?id=11235](http://www.cod.ckcufm.com/programs/player.raw.html?id=11235)

In der Schriftenreihe des Landtags sind bisher erschienen:

Heft 1

Sondersitzung des Landtags Rheinland-Pfalz  
zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus  
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 2

Privatisierung und parlamentarische Rechte  
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 3

„Eure Freiheit ist unsere Freiheit, und unsere Freiheit ist die Eure“  
1848 – eine europäische Revolution?  
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 4

Parlamentsreform  
Bericht der Enquete-Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz  
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 5

Sozialpolitik auf dem Prüfstand  
Vortrags- und Diskussionsveranstaltung  
aus Anlaß der Tage der Forschung 1998  
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 6

Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus  
Dokumentation der Veranstaltung am 27. Januar 1999  
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 7

Kirche und Staat. Partner am Wendepunkt?  
Podiumsdiskussion  
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 8

Gedenkveranstaltung  
zum 60. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges  
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 9

Verfassungsreform  
Der Weg zur neuen Landesverfassung vom 18. Mai 2000  
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 10

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer  
des Nationalsozialismus am 27. Januar 2000  
Kinder und Jugendliche im Holocaust  
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 11

Parteienfinanzierung im internationalen Vergleich  
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 12

Volk oder Parteien – wer ist der Souverän?  
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 20. Juni 2000  
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 13

Politik mit der Bibel?  
Diskussionsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz  
am 14. Dezember 2000  
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 14

Länderverfassungen im Bundesstaat  
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz  
am 19. Dezember 2000  
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 15

Haushaltsreform und parlamentarisches Budgetrecht in Rheinland-Pfalz  
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 16

Leidensstätten der Opfer des Nationalsozialismus in Mainz  
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 17

Was kann, was darf der Mensch?  
Symposium zu aktuellen Fragen der Bioethik  
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 18

Verfassungsentwicklung in Europa nach Nizza:  
Die Rolle der Regionen  
Internationale Tagung in Trier am 7. und 8. Dezember 2001  
Mainz 2002 (vergriffen)

Heft 19

Russlanddeutsche im Strafvollzug  
Anhörung der Strafvollzugskommission des Landtags Rheinland-Pfalz  
am 29. Oktober 2002  
Mainz 2002 (vergriffen)

Heft 20

Wider das Vergessen – Für die Demokratie  
Abgeordnete des Landtags im Dialog mit Schülerinnen und Schülern  
aus Anlaß des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus  
am 27. Januar 2003  
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 21

Streitfall Pflege  
Lösungsansätze und Perspektiven in Rheinland-Pfalz  
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 1. April 2003  
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 22

Mit den Augen des Anderen  
Die jüdisch-arabische Verständigungsinitiative Givat Haviva  
Ausstellung und Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz  
am 3. Dezember 2003  
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 23

„Einzig hoffe ich noch auf Buonaparte, der ein großer Mann ist!“  
Napoleons und Dalbergs Mainzer Treffen im September 1804  
Vortragsveranstaltung am 22. September 2004  
Mainz 2004 (vergriffen)

Heft 24

Nahe am großen Krieg – Rheinpreußen und die Pfalz 1914  
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz  
am 29. September 2004  
Mainz 2004 (vergriffen)

Heft 25

Nur freie Menschen haben ein Vaterland  
Georg Forster und die Mainzer Republik  
Vortragsveranstaltung  
Mainz 2004

Heft 26

Der 27. Januar – Zerfall – Wendepunkt – Hoffnung  
Gedenksitzung des Landtags Rheinland-Pfalz aus Anlass des  
Gedenktages für die Opfer des Nationalsozialismus am 27. Januar 2005  
Mainz 2005

Heft 27

20. Schüler-Landtag Rheinland-Pfalz 2004  
Dokumentation  
Mainz 2005

Heft 28

Stand und Perspektiven des Leistungsauftrags Rheinland-Pfalz  
Workshop zur politischen Steuerung durch Zielvorgaben im Haushalt  
im Landtag Rheinland-Pfalz am 16. Februar 2005  
Mainz 2005 (vergriffen)

Heft 29

Friedrich Schillers politischer Blick  
Eine Veranstaltung in der Reihe „Literatur im Landtag“  
im Landtag Rheinland-Pfalz am 4. Oktober 2005  
Mainz 2006 (vergriffen)

Heft 30

Christoph Grimm Reden 1991–2006  
Eine Auswahl aus der Amtszeit des rheinland-pfälzischen  
Landtagspräsidenten  
Mainz 2006

Heft 31

Die Präsidenten des Landtags 1946–2006  
Biographische Skizzen aus sechs Jahrzehnten  
rheinland-pfälzischer Parlamentsgeschichte  
Mainz 2006

Heft 32

Die „Schaffung eines rhein-pfälzischen Landes“  
und seine demokratische Entwicklung  
Eine Veranstaltung des Landtags und der  
Landesregierung Rheinland-Pfalz zur Landesgründung  
am 30. August 2006 im Plenarsaal des Landtags in Mainz  
Mainz 2007

Heft 33

60 Jahre Parlament in Rheinland-Pfalz  
Festveranstaltung aus Anlass des 60. Jahrestages  
der Konstituierung der Beratenden Landesversammlung  
am 22. November 2006 im Stadttheater Koblenz  
Mainz 2007

Heft 34

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer  
des Nationalsozialismus 2007  
Plenarsitzung, Vorträge und Ausstellung im Landtag Rheinland-Pfalz  
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 35

„Packt an! Habt Zuversicht!“  
Über die Entstehung des Landes Rheinland-Pfalz  
und seinen Beitrag zur Gründung der  
Bundesrepublik Deutschland  
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 36

„Was bedeutet uns Hambach heute?“  
Podiumsdiskussion am 24. Mai 2007 und Präsentation  
des Sonderpostwertzeichens „175 Jahre Hambacher Fest“  
am 2. Mai 2007 im Landtag Rheinland-Pfalz  
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 37

„(...) Den sittlich, religiösen, vaterländischen Geist der Nation zu heben (...)“  
Die Reformen des Freiherrn vom Stein  
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz  
am 13. September 2007  
Mainz 2007

Heft 38

„700 Jahre Wahl Balduins von Luxemburg zum Erzbischof von Trier“  
Eine Veranstaltung des Landtags Rheinland-Pfalz  
am 7. Dezember 2007 im Kurfürstlichen Palais in Trier  
Mainz 2008

Heft 39

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer  
des Nationalsozialismus 2008  
Plenarsitzung, Ausstellung und Lesung mit Musik  
im Landtag Rheinland-Pfalz  
Mainz 2008

Heft 40

60 Jahre Israel –  
zwischen Existenzrecht und Existenzbedrohung  
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz am 5. Mai 2008  
Mainz 2008

Heft 41

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens  
an die Opfer des Nationalsozialismus 2009  
Plenarsitzung im Pfalzkrankenhaus Klingenmünster,  
Ausstellung und Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz  
Mainz 2009

Heft 42

60 Jahre Grundgesetz:  
Fundament geglückerter Demokratie  
Festakt am 18. Mai 2009 im Landtag  
aus Anlass der Zustimmung des Landtags Rheinland-Pfalz  
zum Grundgesetz  
am 18. Mai 1949  
Mainz 2009

Heft 43

Auswanderung nach Amerika  
Vortragsveranstaltungen zur Auswanderung aus Gebieten des  
heutigen Rheinland-Pfalz nach Brasilien am 10. Juli 2009  
und zur Auswanderung in die USA am 15. September 2009 im Landtag  
Mainz 2009

Heft 44

Die Folgen des Klimawandels für Rheinland-Pfalz  
Aus der Arbeit der Enquete-Kommission „Klimawandel“ des Landtags  
Mainz 2010

Heft 45

„Wir sind das Volk!“  
Freiheit, Einheit und Europa vom Hambacher Fest bis heute  
Podiumsdiskussion am 6. Oktober 2009  
im Plenarsaal des Landtags Rheinland-Pfalz  
Mainz 2010

Heft 46

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens  
an die Opfer des Nationalsozialismus 2010  
Plenarsitzung und Ausstellung im Landtag Rheinland-Pfalz,  
Vortragsveranstaltung in Mainz  
Mainz 2010

Heft 47

„Dass diese Entscheidung sich auswirken möge  
zum Wohl von Volk und Land“  
60 Jahre Hauptstadtbeschluss des Landtags  
Eine Veranstaltung des Landtags Rheinland-Pfalz,  
der Landesregierung und der Landeshauptstadt Mainz  
am 17. Mai 2010 im Plenarsaal des Landtags  
Mainz 2010

Heft 48

Auf einem guten Weg!  
20 Jahre Deutsche Einheit – Rheinland-Pfalz  
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 15. September 2010  
Mainz 2011

Heft 49

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer  
des Nationalsozialismus 2011  
Plenarsitzung in der Synagoge der Jüdischen Gemeinde Mainz  
Ausstellungen im Landtag Rheinland-Pfalz  
Mainz 2011

Heft 50

Volksentscheide, Demokratie und Rechtsstaat  
Das rheinland-pfälzische Reformprojekt  
„Mehr Bürgerbeteiligung wagen“  
im Lichte schweizerischer und deutscher Erfahrungen  
Diskussionsveranstaltung in der Reihe „Partner im Dialog“  
am 14. Juni 2011 im Plenarsaal des Landtags Rheinland-Pfalz  
Mainz 2011

Heft 51

Anfänge der modernen Demokratie in Mainz –  
Das „Deutschhaus“ als Erinnerungsort  
Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz am 9. August 2011  
zum Abschluss der Reihe „Verborgene – Verlorene –  
Wiederentdeckte. Erinnerungsorte in Mainz von der  
Antike bis zum 20. Jahrhundert“  
Mainz 2011

Heft 52

„Kreuz – Rad – Löwe“  
Vortragsveranstaltungen anlässlich der Autorentage des Projektes  
„Handbuch der Geschichte von Rheinland-Pfalz“  
am 24. April 2009 und am 17. September 2010  
Mainz 2012

Heft 53

„Landauf – Landab“

Fünf Abgeordnete und 200 Jahre Demokratie- und  
Parlamentsgeschichte

Mainz 2012

Heft 54

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer  
des Nationalsozialismus 2012

Plenarsitzung und Ausstellung im Landtag Rheinland-Pfalz  
Konzert in der Kirche St. Bonifaz in Mainz

Mainz 2012

Heft 55

Die Mainzer Republik 1792/93

Französischer Revolutionsexport  
und deutscher Demokratieversuch

Schriften von Franz Dumont,

bearbeitet von Stefan Dumont und Ferdinand Scherf

Mainz 2013

Heft 56

„Ein neues demokratisches Deutschland

als lebendiges Glied der Völkergemeinschaft zu formen (...)“

Feierstunde aus Anlass der Annahme der Verfassung für Rheinland-Pfalz  
vor 65 Jahren am 18. Mai 2012 im Landtag Rheinland-Pfalz

Mainz 2013

Heft 57

180 Jahre Hambacher Fest

Gemeinsame Feierstunde

von Landtag und Landesregierung Rheinland-Pfalz  
am 25. Mai 2012 auf dem Hambacher Schloss

Mainz 2013